

Separatum aus:

**B|||E**  
SONDERHEFT

---

BREVITAS 3



*Mareike von Müller / Michael Schwarzbach-Dobson  
(Hrsg.)*

## Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik

Publiziert im Dezember 2024.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Prof. Dr. Anna Mühlherr, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Patrizia Barton, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Dr. Michael Schwarzbach-Dobson) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>  
ISSN 2568-9967

*Zitiervorschlag für diesen Beitrag:*

Reich, Philip: Transfinalität. Kohärenz, Kohäsion und diegetische Substitution in den kleinepischen Sammelhandschriften Berlin, mgo 1430 und Wien, Cod. 2885, in: von Müller, Mareike/Schwarzbach-Dobson, Michael (Hrsg.): Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik, Oldenburg 2024 (Brevitas 3 – BmE Sonderheft), S. 97–139 (online).

*Philip Reich*

## Transfinalität

Kohärenz, Kohäsion und diegetische Substitution in den  
kleinepischen Sammelhandschriften Berlin, mgo 1430 und  
Wien, Cod. 2885

*Abstract.* Dass dem Kontext in (kleinepischen) Sammelhandschriften eine besondere Valenz zukommt, ist bereits Gegenstand der Forschung. Der Beitrag konzentriert sich auf die Enden, die als Verbindungsglieder auch über die Grenzen des Einzeltextes hinausweisen und somit den *fnis* überwinden können. Optionen einer solchen ›Transfinalität‹ in der Sammlung werden an den zwei Beispielen Berlin, SB, mgo 1430 und Wien, ÖNB, Cod. 2885 diskutiert: Marker thematischer Kohärenzstiftung, die zur Segmentierung und paradigmatischen Intensivierung beitragen; kohäsive Verfahren, die gerade durch paratextuelle Zusätze besondere Textdynamiken generieren; schließlich die Möglichkeit diegetischer Substitution, welche die Bedeutung der Rezeption für die Stiftung eines syntagmatischen Zusammenhangs herausstellt.

### 1. Hinführung über das Ende

vnd bestattet in als ein rainen man

vnd als den pesten wol zam.

*Detur pro penna scriptori pulchra puella.*

Ein man vor einem walde saz.

In daucht, im waer ninder baz.

(Berlin, Staatsbibl., mgo 1430, fol. 14<sup>r</sup>)

Als einleitendes Zitat wirken diese Verse eigentümlich und verstörend, stellen sie doch gerade dezidiert Geschiedenes ohne inhaltlichen Zusammenhang nebeneinander, und zwar kleinepische Texte, die nur durch den Zufall der Überlieferung oder durch Schreiberwillkür vereint zu sein scheinen. Bei den ersten Versen handelt es sich um den Abschluss des Marienmirakels ›Unser Frauen Ritter‹, das in der hier zitierten Fassung mit der Bestattung des Protagonisten ein selbstevidentes Ende setzt. Dem schließt sich ein einigermaßen frivoler lateinischer Schreiberspruch an. Die folgende Zeile leitet unmittelbar zum nächsten Text über (›Die zwei Beichten‹ A), der durch die allgemeine Exposition von Personal (*man*) und Schauplatz (*vor einem walde*) als neue Erzählung gekennzeichnet ist. Die drei Elemente – Ende, Zwischenzeile und Anfang – wirken unvereint und unvereinbar, jeder Teil steht für sich. Dieser Umstand zeigt sich auch in der konkreten materiellen Umsetzung, indem der lateinische Schreiberzusatz mit roter Tinte ausgeführt und der Beginn der neuen Erzählung durch eine zweizeilige rubrizierte Lombarde hervorgehoben und abgesetzt ist.

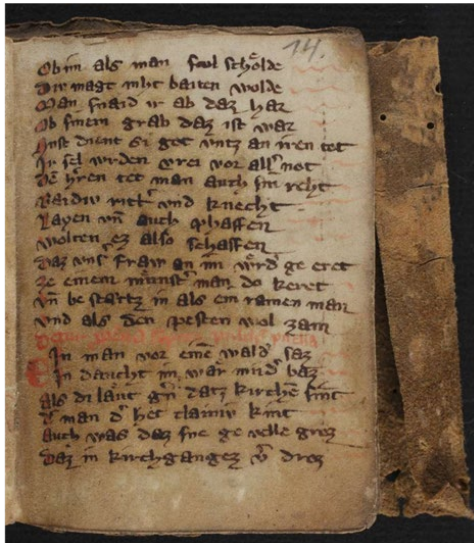


Abb. 1: Berlin, Staatsbibl., mgo 1430, fol. 14r

Die Textgrenzen fallen sofort ins Auge. Gleichwohl steht alles auf derselben Seite zusammen. Die Lektüre – sei sie leise oder laut – geht potentiell von einer Erzählung zur anderen über, relativiert eine Beschränkung auf das Einzelne und macht die harten Grenzen zu überwindbaren Schwellen, indem sie Bezüge ermöglicht, die bei zeitlich (und räumlich) auseinanderliegendem Lesen verschwommen, respektive konstruiert diese erst im Akt einer *lectio continua*, einer sukzessiven »Lektüre im Kontext« (Dahm-Kruse 2018, S. 73; vgl. auch Westphal 1993, S. 146f.). Solche rezeptionsästhetischen Annahmen bleiben für die mittelalterliche Literatur freilich bis zu einem gewissen Grad spekulativ, da sie mit der ›black box‹ der konkreten, historisch-individuellen Lese-Erfahrung operieren, die sich kaum durch Quellen nachvollziehen lässt.<sup>1</sup> Daher ist man bei der Analyse auf Hinweise aus dem Ko(n)text – aus der unmittelbaren Textumgebung, aus Gebrauchsspuren oder aus der materialen Beschaffenheit des Überlieferungsträgers – angewiesen, um Rückschlüsse auf implizite Ordnungsverfahren und Konnexionsoperatoren zu ziehen. Denn auch in (kleinepischen) Sammlungen wird das Ende eines Textes zwar durch einen letzten Buchstaben oder eine Schreiberergänzung (z. B. *Amen*) markiert, doch handelt es sich dabei nur um eine mögliche – wenngleich starke – Geste der Schließung. Das Ende kann in der individuellen Rezeption auch übersprungen werden und so in seiner Bedeutsamkeit erodieren.

Dass Finalitäten brüchig sein (oder werden) können und dies im kleinepischen Erzählen besondere Geltung beanspruchen kann, ist eine Grundannahme dieses Bandes. Denn gerade durch die Kollision von Ansprüchen – nicht zuletzt von schwankhaftem Plot und didaktisierendem Pro-/Epimythion (vgl. Kiening 2008) – kann ein Weiterdenken der narrativen Leerstellen und Konflikte einen situativ intendierten Abschluss oder ein Ende der Erzählung zersetzen und neuen Sinn generieren. Eine theoretische Reflexion und ein Angebot terminologischer Differenzierung – Handlungsende (auf der Ebene der *histoire*), Textschluss (auf der Ebene des *discours*) und materielles Textende – bietet Hanno Rüter (2018, S. 79–110). Dabei

betont Rüther zwar, dass die historische (Überlieferungs-)Situation je individuell zu prüfen ist (am Bsp. des ›Heißen Eisens‹ vom Stricker, S. 107f.), gleichwohl bleiben seine Textanalysen von »schwankhaften Verserzählungen vom Ehebruch« (Kapitel 7, S. 309–391) nahezu durchgehend auf die Einzeltexte beschränkt, ohne die Situierung in der Sammlung weiter zu thematisieren.

Die folgenden Untersuchungen konzentrieren sich nun weniger auf Einzeltexte und deren ›brüchige Finalität‹, sondern vielmehr auf die Übergänge von einem Text zum anderen, wie sie sich im Nebeneinander vermeintlich abgeschlossener Einheiten innerhalb von kleinepischen Textzusammenstellungen darstellen. Solche Übergänge sind freilich in der Kleinepiküberlieferung rekurrent. Ein unmittelbar einleuchtender Grund dafür liegt in der konstitutiven Kürze der Textsorte, die zu einer Sammlung in Gruppen und einer »Ästhetik der Serialität« (Wagner/Dimpel 2019, S. 5 und 7) beiträgt. Dabei ist die Serie der prägnanten Erzählform nach Wagner/Dimpel einerseits in der Verortung des traditionellen Musters in verschiedenen Literatur(sprach)en und Zeiten begründet, andererseits in der konkreten Komposition, Retextualisierung und »[p]rägnante[n] Kombinatorik« innerhalb der synchronen Überlieferung (Wagner/Dimpel 2019, S. 7; vgl. auch Dahm-Kruse 2018, S. 27; Friedrich 2006, S. 48 und Grubmüller 2003, S. 492f.). Die Erkenntnis, dass die Überlieferungssituation und der Kontext in besonderer Weise zu einer Semantisierung kleinepischer Texte beitragen und bei der Interpretation berücksichtigt werden müssen, hat sich in der aktuellen Forschung durchgesetzt; gleichwohl ist die Feststellung von Margit Dahm-Kruse und Timo Felber (2019, S. 15), dass in der Forschung »Verstehens- und Interpretationsansätze zu den Versnovellen bislang nahezu ausschließlich auf der Analyse der Einzeltexte« basierten, noch nicht überholt.

Den forschungsgeschichtlichen Ausgangspunkt für die Analyse kleinepischer Textensembles bildet Arend Mihms Pionierstudie zur »Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter« (1967). Daran

knüpften spätere Untersuchungen an, welche die hierarchische Unterscheidung von Autor und Kompilator/Schreiber problematisierten (Westphal 1993, S. 221), das Deutungspotential der Überlieferung im Akt des Sammelns betonten (Zotz 2014) oder grundsätzlich eine Lektüre im Kontext einforderten (Dahm-Kruse 2018). Auch das Verhältnis von Sammelhandschrift und -druck rückte in den Blick der Forschung und akzentuierte die Bedeutung des medialen Status (vgl. Grubmüller 2006, S. 25f.; Kipf 2019, S. 232f. oder Plotke/Seeber 2019, S. 5). Folgende Erkenntnis setzte sich durch: Auch wenn es in den kleinepischen Sammelhandschriften gerade keine extradiegetische Rahmung wie im ›Decamerone‹, keine personale Konstanz wie im ›Lalebuch‹ oder im ›Eulenspiegel‹ und auch kaum eine paratextuelle Strukturierung wie in den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts gebe,<sup>2</sup> bestünden doch Prinzipien, welche die Kombination der Einzeltexte motivierten – wenn auch mit »andere[n] Vorstellungen von kompilatorischer Stringenz, als sie der modernen Textualität zugrunde liegen« (Dahm-Kruse 2018, S. 70).<sup>3</sup> Dass auch thematisch und gattungsmäßig heterogene Kompilationen mitunter als konzeptuelle Einheiten aufgefasst wurden, zeigen einige Merkmale, etwa Überschriften wie *die werlt* im Hausbuch des Michael de Leone, fol. 68<sup>v</sup>, oder ›Gesamtabenteuer‹ (*gesampt habentewer*) im Cod. Bodm. 72, fol. II<sup>r</sup> (vgl. Dahm-Kruse 2018, S. 330 und Jones 2017, S. 143f.).

Die genannten Spezifika des kleinepischen Erzählens mündeten in eine überlieferungsnahe Analyse einzelner Textkerne (Dahm-Kruse 2018 zum ›Herzmäre‹; Dahm-Kruse 2019 zum ›Sperber‹) oder aber – schon früher – in die Analyse von Clustern mit besonderer thematischer Profilierung in einem Autorencorpus (zu Kaufringer vgl. Krohn 1986/87 und Sander 2001; zu Rosenplüt vgl. Griese 2019, S. 74–81) oder einzelnen Miszellenhandschriften (z. B. Dahm-Kruse 2018, S. 101–169, mit Schwerpunkt auf dem Cgm 714; Waltenberger 2005 zum Cpg 341; Dahm-Kruse/Felber 2019 zu Cgm 714 und Cpg 341; Zotz 2014 zu Wien, Cod. 2885 und Innsbruck, Cod. FB 32001 und Schwarzbach-Dobson 2018, S. 238–266 zu London, BL MS

Add. 24946). Theoretisch reflektiert hat dies Michael Waltenberger, der in der kleinepischen Überlieferung eine situative »kontextuelle Valenz« erkennt, wonach die Position des Textes im Textgefüge, seine ›Topo-Logie‹, paradigmatische Intensitäten hervortreiben und letztlich Sinn stiften oder suspendieren könne (Waltenberger 2005, S. 294).<sup>4</sup> Dies impliziert, dass dabei den Anfängen und Enden, also den Kontaktstellen der Einzeltexte, eine besondere Bedeutung für die Sinnstiftung und implizite Textdeutung zukommt (mit Bezug zur Kleinepik vgl. ebd., S. 299 und Ziegeler 1988a S. 495; zur narratologischen sowie anthropologischen Bedeutung von Anfang und Ende seit der antiken Rhetorik und Philosophie vgl. weiter Friedrich/Hammer/Witthöft 2014).<sup>5</sup> Die konkrete Anwendung dieser Erkenntnisse auf die Kleinepikforschung bezog sich nun häufig auf die Sezierung von Textgruppen, die (mehr oder weniger) systematisch »Stücke mit ähnlichem oder gleichem didaktischen Anwendungsbereich« zusammenfassen (Mihm 1967, S. 40) und damit einem »dem ›Ordnungsprinzip‹ in Boners [...] ›Edelstein‹ verwandte[n], zum Teil auch in den Schachbüchern praktizierte[n] Verfahren« folgen, nämlich »thematisch und in der Durchführung verwandte Texte zusammenzustellen« (Ziegeler 1988a, S. 491). Eine Ordnung, die einem möglichen Gattungsbewusstsein (als Märe, Bîspel oder dergleichen) folgt – eine Frage, die die Forschungsdiskussion lange Zeit dominierte –, bliebe dabei jedoch eine »sekundäre (!) Folge dieser Anordnungen« (Ziegeler 1988a, S. 493; vgl. auch Grubmüller 2006, S. 26). Dieser thematischen oder generischen Systematik stellt Mihm – im wörtlichen Sinne – am Rande ein drittes »wesentlich vordergründigere[s] Ordnungsprinzip« (Mihm 1967, S. 40, Anm. 51) zur Seite, nämlich den Umstand, dass »gelegentlich [...] die in den Gedichten agierenden Personen oder Lebewesen die Anhaltspunkte für Gruppenbildungen« gewesen sein können (ebd., S. 40).

Jenen Umstand, der von Mihm (und in gewisser Weise noch von Ziegeler 1988a, S. 487) als simplifizierendes Defizit wahrgenommen und später kaum berücksichtigt wurde, möchte ich im Folgenden über die personale Instanz hinaus erweitern und als analytische Kategorie produktiv machen.

Dieses Vorgehen könnte als ein Schritt hinter den aktuellen Forschungsstand erscheinen, versteht sich aber als komplementäre Untersuchungseinstellung, die den Prämissen einer ›New Philology‹ folgt und Aspekte beleuchtet, die mit den bestehenden Instrumentarien womöglich nur unzureichend Beachtung finden. Ausgangspunkt ist die Hypothese, dass gerade in der Zusammenstellung partielle Überschüsse generiert werden, die Bezüge zwischen den jeweiligen Einzeltexten und paratextuellen Textelementen entstehen lassen oder verstärken.<sup>6</sup> Semantische Leerstellen oder Potentiale, die der eine Text generiert, kann so bereits der nächste Text im konkreten (Überlieferungs-)Kontext der Sammlung aufgreifen, indem er entweder dessen Sinn einholt – und damit Vages vereindeutigt –, verdeckte Bedeutungsschichten offenlegt, eigene Dynamiken prozessiert oder durch implizite Iteration auf Dauer stellt. Da sich dies auf den Plot, aber auch auf die Textgestalt bezieht, können sowohl (Handlungs-)Ende als auch (Text-)Schluss in ihrer Bedeutsamkeit erodieren. Dabei ist zu beachten, dass im Gegensatz zum episodischen Erzählen (z. B. im höfischen Roman oder im Schwankroman wie dem ›Pfaffen Amis‹) die Grenzen der jeweiligen Einheiten stärker nuanciert werden und durchaus geschlossene Einzeltexte entstehen. Den Umstand, dass die einzelnen Enden bei gleichzeitiger Präsenz einer ausgesprochenen Vielzahl fester Textgrenzen gleichwohl punktuell durchdrungen (oder überwunden) werden, möchte ich – mit einem Begriff, den ich mir frei aus den Schriften Jean Baudrillards entlehne – als Transfinalität bezeichnen.<sup>7</sup>

Eine Einordnung in motivische Zusammenhänge, generische Orientierungsstrukturen, thematische Rahmenbedingungen und deren epistemische Postulate, die durch den Einzeltext gestützt oder konterkariert werden, sind dabei nachrangig; ebenso eine Differenzierung von weltlichem und geistlichem Material, das in der Sammlung – obschon nicht frei von Spannungen – zusammengeführt wird (Müller 2009, S. 214–216). Es geht weniger um Textgruppen und -cluster und die darin erkennbaren Motiv-



parallelen, nicht um eine Intensivierung im Paradigma des Erzählens, sondern um das Junktim am Textende, den unmittelbaren Kontakt, den Übergang über das Ende als Teil einer fortlaufenden Lektüre: Welche ›vordergründigen‹ Merkmale waren im Akt der Rezeption – auch im Zuge der paratextuellen Interpretation durch den Kompilator als ›zweiten Autor‹ – anschlussfähig oder widersetzten sich einem kontinuierlichen (Lese-)Fluss? Bieten das Personal, die Figurenkonstellation, die Struktur, das Thema, ein Sprichwort im Epimythion oder auch nur ein prägnanter Begriff am Ende eines Textes die Option des Weitererzählens? Wie verhalten sich diese mikrostrukturellen Beobachtungen zur Mesostruktur thematischer Gruppierungen oder zur Makrostruktur des Faszikels bzw. der ganzen Handschrift? Gibt es eventuell markante Unterschiede in der Parallelüberlieferung, die auf eine individuelle Anpassung durch den Schreiber hindeuten könnten?

Diese Fragen sind nicht losgelöst von den oben skizzierten Forschungspositionen und haben je nach Status des konkreten Überlieferungsträgers unterschiedliche Brisanz, das heißt je nachdem, ob die Handschrift auf eine innere Kohärenz hin ausgerichtet ist oder ob die Textauswahl weitgehend beliebig erscheint, aber kohäsiv verbunden ist. Da ich hier zwei Begriffe in Anschlag bringe, deren Unterscheidung in der Textlinguistik zwar distinktiv, aber keineswegs einheitlich ist und sogar als »unnötig« (Brinker 1997, S. 18) bezeichnet wurde, ist eine kurze terminologische Stellungnahme angebracht. Mit Teilen der linguistischen Forschung (vgl. den Überblick in Adamzik 2004, S. 55) verstehe ich Kohäsion als Bezugsform, die »dem Oberflächentext seine Organisationsmuster auferlegt« und damit zur »Stabilität des Textes« beiträgt (de Beaugrande/Dressler 1981, S. 50), jedoch nicht auf eine grammatisch-syntaktischen Ebene zu reduzieren ist, sondern auch eine oberflächliche Aneinanderreihung von Einzeltexten organisieren kann. Kohärenz ist demgegenüber »Sinnkontinuität« (ebd., S. 88), die durch thematische Einheitlichkeit oder semantische Rekurrenz, mithin auch kohäsive Verfahren, erreicht wird. Gemeinsam ist freilich beiden Begriffen,

dass sie gemäß ihrem lateinischen Grundwort *co-haerere* (›zusammenhängen, -kleben oder -stoßen‹) auf Textverbindung und -relation abzielen; sie überwinden interne Grenzziehungen und Segmentierungen, können also Transfinalität Vorschub leisten.

Im Folgenden soll anhand zweier Codices aufgezeigt werden, welche Optionen von Transfinalität im Fall einer Analyse umfangreicherer Aggregate kleinepischer Texte (Faszikel oder Handschrift) möglich sind. Es ist zu untersuchen, ob und inwieweit nicht nur die Episoden eines Einzeltextes, sondern dezidiert getrennte Erzählungen mit dem Rudiment eines Geschehenszusammenhangs verbunden werden können. Dies soll an zwei möglichst divergenten Beispielen geprüft werden. Auf einige knappe Reflexionen zur vielbesprochenen Wiener Sammelhandschrift 2885 folgt eine eingehende Analyse der Strukturen in der bereits eingangs zitierten Berliner ›Gruppenedition‹ mgo 1430.

## **2. Marker thematischer Kohärenzstiftung im Codex Vindobonensis 2885**

Bei der Behandlung des Wiener Codex 2885 der Österreichischen Nationalbibliothek (Sigle w), der als älteste Papierhandschrift zu den wichtigsten Überlieferungsträgern kleinepischer Texte zählt, kann auf einschlägige Forschungen zurückgegriffen werden (vgl. Menhardt 1960, S. 527–546; Schmid 1985, S. 7–14; Mihm 1976, S. 64–70 und 143 sowie Dahm-Kruse 2018, S. 215–225). Die Handschrift wurde vom Schreiber Johannes Götschl in Innsbruck angefertigt und auf das Jahr 1393 datiert. Sie versammelt 68 kürzere Reimpaartexte, darunter neben schwankhaften Versnovellen auch Legenden und Minnereden, wobei zahlreiche Texte in dieser und der eng verwandten Handschrift Innsbruck, Cod. FB 32001 (Sigle i) unikal überliefert sind. Der Textbestand steht zudem in engem Zusammenhang mit der älteren Sammlung ›Die Welt‹ aus dem Hausbuch des Würzburger Magisters Michael de Leone (München, UB, 2<sup>o</sup> Cod. ms. 731; Cim. 4), auch wenn

sich die Abhängigkeitsverhältnisse nicht ohne Zwischenstufen sicher rekonstruieren lassen (vgl. Mihm 1967, S. 69f. und Dahm-Kruse 2018, S. 215f.).

Der Codex Vindobonensis soll hier als Beispiel dienen, da er die Tendenz zur äußeren Vereinheitlichung heterogener Textensembles auf sehr eindringliche Weise umsetzt, etwa durch Verfahren der Reihung und paratextuellen Rahmung (vgl. allgemein Mihm 1967, S. 100f. und Dahm-Kruse 2018, S. 72f.). Insgesamt konstatiert die Forschung für den Codex »inhaltlich eine große Kohärenz und thematische Geschlossenheit« sowie eine »außergewöhnliche Homogenität« (ebd., S. 217). Neben der Wiederholung gleich lautender und gestalteter Titulaturen und Initien gäben diesen »[f]ormalen Zusammenhalt [...] die stereotyp formulierten Schreiberzusätze, mit denen ein Großteil der Stücke als Schlussformel versehen ist und in denen das Ende der Geschichte erklärt und/oder ein Wunsch an Gott angefügt wird« (Dahm-Kruse 2018, S. 216). Dabei komme den Ergänzungen keine »christlich-moralisierende Perspektive« (ebd.) zu, sondern diese wirkten eher als »formale[ ] Angleichungen [an] ein homogenes Erscheinungsbild [...], um die Sammlung visuell als zusammenhängendes Gesamtkonzept zu präsentieren« (ebd., S. 217) bzw. die »Konzeption der Sammlung als Gesamtwerk« zu akzentuieren (Mihm 1967, S. 70).

Obwohl die Sammlung keinen Titel trägt, kommt doch der Überschrift der ersten Versnovelle, des ›Studentenabenteuers‹ A, eine besondere Bedeutung zu. Diese beginnt (nur in dieser Handschrift) mit der Zeile *Hye hebt sich an die gut geselschaft*, was als situativer Rezeptionsanlass der gesamten Sammlung gelesen werden kann, als Einstimmung und Einladung in eine (Text-)Gruppe heiterer Geselligkeit (vgl. Westphal 1993, S. 74 und Dahm-Kruse 2018, S. 217f.). Die folgende Ehebruchsgeschichte von zwei Studenten auf dem Weg nach Paris folgt dem Erzählkern des Schwanks ›Von der verstellten Wiege‹ (vgl. Ziegeler 1988b; Reich 2019, S. 280–285 und 406–413) und läuft auf das Epimythion hinaus, das sich in der Erwähnung eines sprichwörtlichen ›Gelegenheit macht Diebe‹ erschöpft (Red. w, V. 457–464) und als »ironische Leerformel« (Grubmüller 2006, S. 139) mit

dem »Schein der Lehrhaftigkeit« (Haug 2003, S. 351) erkannt wurde. In dem der Text im unmittelbaren Anschluss wieder auf eine intradiegetische Ebene wechselt und den heiteren Aufbruch der beiden Studenten thematisiert, die sich vom Rad der unsteten Fortuna (*des gelükes rat / vnd ir selden scheiben*, Red. w, V. 470f.) weitertreiben lassen, erodiert die Bedeutsamkeit des Epimythions weiter und verflüchtigt sich endgültig nach der Ergänzung: *hie hat daz mer ain ende, / got vñs in sölhe herberg sende! / Amen fiat daz bescheh* (›Studentenabenteuer‹ A, Red. w, V. 473f. und Anm.; siehe Abb. 2).

Diese Verse fallen bis auf die letzte ungereimte Zeile, die rot durchgestrichen ist, nicht aus dem einheitlichen Schriftbild heraus und schließen diese Schreiberzusätze an das Ende der Erzählung selbst an (vgl. Zotz 2014, S. 354). Der Eingangstext der Sammlung stiftet damit einen »Rezeptionsmodus von schwankhafter Unterhaltung [...], in dem listreiche Verführung und Betrug nicht Gegenstand moralischer Verurteilung, sondern der Belustigung sind« (Dahm-Kruse 2018, S. 218; vgl. auch Eichenberger 2015, S. 207f.), sowie eine Koalition des Schreibers mit den Figuren und den Rezipierenden, die er durch sein Pseudo-Gebet zu sexueller Teilhabe einlädt. Damit endet der Text und leitet – durch eine rote Überschrift und eine zweizeilige Lombarde hervorgehoben – zur nächsten Erzählung über: *Hie hebet an div helbert witz* (›Der Hellerwertwitz‹). Nach einem ausführlichen Promythion (V. 1–31) beginnt diese eheliche Treueprobe mit der Figurenexposition *Ez waz hier vor ain jünglink* (V. 32) und endet mit dem stereotyp formulierten Schreiberwunsch *Got vns rechte witze sende. Amen* (V. 769).

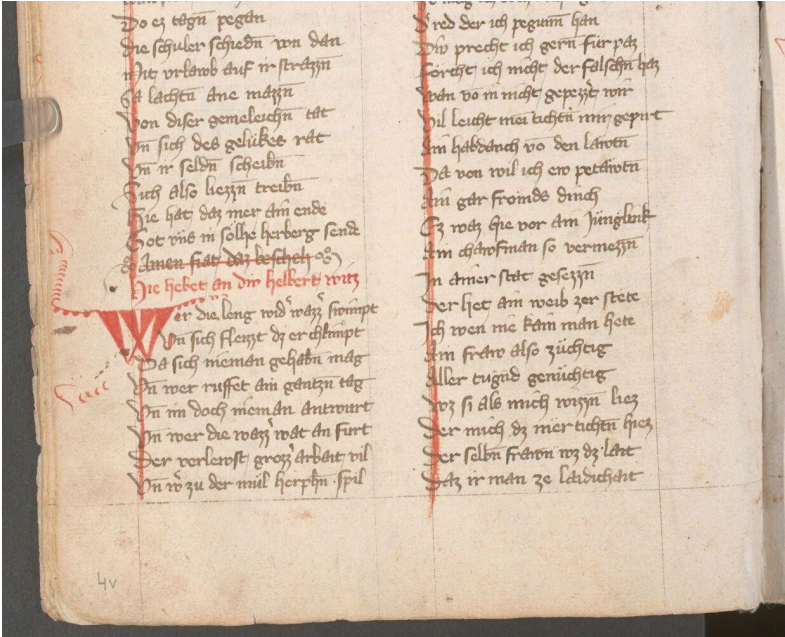


Abb. 2: Wien, Österr. Nationalbibl., Cod. 2885, fol. 4<sup>v</sup> (Detail)

Die Trennung der Einzeltexte erfolgt gestaffelt: Abschluss des Plots, Epi-mythion, Explizit des Schreibers und finalisierendes Amen.<sup>8</sup> Es wird »die Geschichte für beendet erklärt und ein Wunsch an Gott angefügt – unabhängig davon, ob die Erzählung weltlichen oder geistlichen Inhalt hat« (Zotz 2014, S. 355). Durch diese Disposition, die einen refrainartigen Gestus annimmt, werden die Einzelelemente unterteilt, ohne dass ihr Gesamtzusammenhang diffundiert. Es kommt zu einer Rhythmisierung von Erzählung und situativem Rahmen, von Diegese und inszeniertem Rezeptionsanlass, von Figuren- und Autoren-/Schreiberperspektive. Durch die permanente und erwartbare Wiederholung am Ende wird eine formale Kohärenz hergestellt und in der knappen Primärinterpretation des Schreibers zudem ein Sinnstiftungsangebot gemacht (vgl. Zotz 2014, S. 356). Dass dieses aber weder absolut noch singulär ist, sondern die jeweiligen Schritte zum Text-

ende eine Vielzahl oft divergierender Sinnoptionen zulassen, ist offensichtlich. Darüber hinaus zeigt die Handschrift »Ansätze zu inhaltlichen Gliederungen, an denen sich Gruppierungen und Klassifizierungen innerhalb der großen Gattung der Reimpaargedichte abzeichnen« (Mihm 1967, S. 100). Diese thematische Rahmung im Kotext ist für die Textdeutung durchaus fruchtbar; so zeigt Dahm-Kruse (2018, S. 234), wie »das schwankhaft geprägte diskursive Profil der Sammlung« auch auf die dort überlieferte Fassung des ›Herzmäre‹ Konrads von Würzburg einwirkt. Einer ›transfinalen‹ Lesart steht allerdings bis zu einem gewissen Grad die Massierung von Schlussgesten entgegen. So ließe sich zwar von den Studenten, die sich vom Rad des Schicksals *also liezzzen treiben* (Red. w, V. 472) und dem vergeblichen Versuch eines Mannes, der im Promythion vom ›Hellerwertwitz‹ *die leng wider wazzzer swimpt* (V. 1), eine gewisse chiasmische Verschränkung erkennen, doch wird diese Lesart durch mehrere paratextuelle Hindernisse verbaut. Es dominieren Gesten der Segmentierung und nicht der Fortsetzung, die Textenden bleiben weitgehend intakt. Dieser Befund stützt auch eine – auf anderem Wege gewonnene – Einschätzung Klaus Grubmüllers, dass w im Gegensatz zu anderen kleinepischen Sammelhandschriften »im Blick auf den Vortrag, in Kenntnis seiner Regeln und seiner Lizenzen, nahe an der Mündlichkeit« konzipiert ist (Grubmüller 2003, S. 485). Detaillierte Analysen der Textgrenzen und -übergänge in dieser Handschrift müssen diese Eigenheit berücksichtigen.

### **3. Kohäsion und Diffusion von Textdynamiken im Berliner mgo 1430**

Bereits Arend Mihm unterschied 1967 die Überlieferungsformen und Ordnungsmodi des Einzeltextes (S. 13f.), des Märenfaszikels in heterogenen Sammelbänden (S. 17–21), der Sammeledition eines Autors (S. 24–43) und der (mehr oder weniger exklusiven) Märensammlung (S. 44–104) wie dem

Codex Vindobonensis 2885 (S. 64–70), dessen Aufbau bereits kurz skizziert wurde. Darüber hinaus ging er von einer »lebhaft[e] Einzelüberlieferung« aus, die von einer mündlichen ›tradition vivante‹ begleitet wurde (Mihm 1967, S. 13; vgl. auch Mundscha 1972). Dass dieser Befund signifikant von der tatsächlichen Quellenlage abweicht, schrieb er dem Zufall der Überlieferung zu, der kleineren Einzelmanuskripten profanen Inhalts meist nicht zuträglich gewesen sei. Doch diese spekulative Annahme hat Widerspruch hervorgerufen, z. B. von Klaus Grubmüller, der die Bedeutung von Prozessen schriftgebundener Überlieferung mit einer »durch rahmenhafte Bedingungen bestimmten Kombinierbarkeit fester Erzählelemente« betont (Grubmüller 2003, S. 493).

Kein Ausdruck der Einzelüberlieferung oder Zeichen einer ›lebendigen Tradition‹, aber dennoch eine Ausnahmeerscheinung ist die »neue Berliner Handschrift mgo 1430«, die Reinhard Berron und Christian Seebald 2016 als »veritable Sensation« (S. 319) herausgestellt haben: Denn es handle sich um ein frühes Beispiel jener von Mihm erwogenen »selbstständigen ›Gruppeneditionen‹, Märenfaszikel oder Sammelheftchen« (ebd., S. 320).<sup>9</sup> Der mit 7,5 × 5,5 cm außergewöhnlich kleinformatige Pergamentcodex (Sigle B<sup>2</sup>) wird paläographisch zwischen das späte 13. und die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert und im bairischen Sprachraum lokalisiert.<sup>10</sup> Zudem lässt die Gestaltung darauf schließen, dass das Buch sicherlich nicht der Repräsentation/Archivierung und wohl auch nicht als Vortragsgrundlage diente, sondern der privaten (Reise-)Lektüre (Berron/Seebald 2016, S. 321) – einer Untersuchung des Layouts kommt mithin eine besondere Relevanz zu. Zudem legt der geringe Umfang der Sammlung (insgesamt 31 Textseiten mit weniger als 700 Versen) die Vermutung nahe, dass das Büchlein eher kontinuierlich als selektiv oder punktuell rezipiert wurde, was bei einer Untersuchung der Textübergänge zu berücksichtigen ist.

Die in der vorliegenden Form wohl vollständige Handschrift versammelt drei kleinepische Texte, beginnend mit dem ›Studentenabenteuer‹ A, das mit 364 Versen der längste Text ist und einen ganzen Quaternio umfasst,

gefolgt von ›Unser Frauen Ritter‹ mit 226 Versen und ›Die zwei Beichten‹ A mit 82 Versen. Der Beginn jedes Textes ist durch eine zweizeilige rote Lombarde gekennzeichnet, das Ende jeweils durch einen spruchhaften lateinischen Schreiberzusatz in roter Tinte (siehe Abb. 1). Auch die einzelnen Verse sind durch rote Zierstriche im ersten Buchstaben und eine Wellenlinie zur Zeilenfüllung markiert und geschmückt. Bereits diese Rahmenbedingungen lassen vermuten, dass die Disposition dieser Handschrift anderen Prinzipien folgt als die des Codex Vindobonensis 2885 (w).

Eine Überschrift, wie sie in w aus dem Titel der ersten Versnovelle abgeleitet wurde, weist die Berliner Handschrift im Gegensatz zu anderen Fassungen des ›Studentenabenteuers‹ w, i und d (Dresden, SLB, Mscr. M 68, Nr. 7, fol. 6<sup>vb</sup>: *Von zwain studenten*) nicht auf.<sup>[1]</sup> Auf das einleitende Sprichwort im Promythion folgt eine umfangreiche Vorgeschichte, die von Hanns Fischer als »Paradigma für das Arbeiten mit funktionslosen Geschehniselementen« bewertet wurde (Fischer/Janota 1983, S. 132; kritisch dazu Reich 2021, S. 281f.), und dann die Erzählung vom listigen Ehebruch der beiden Studenten auf dem Weg nach Paris. Im Vergleich zu anderen Varianten der Erzählung kommen Berron und Seebald in ihrer Handschriftenanalyse zu dem Ergebnis, dass »B<sup>2</sup> mehr oder minder eigenständige, in unterschiedlichem Grad zu *brevitas* tendierende Redaktionen aller drei Texte« präsentiert (S. 341). Ein »anderes übergeordnetes Gestaltungskonzept als das der *abbreviatio*« (S. 328) schließen sie aus. Dies betrifft auch das Ende des ›Studentenabenteuers‹. Nachdem der eine Student im Bett der Gastgeberin, der andere im Bett der Tochter und dann dem des Hausherrn gelandet ist, beide es aber am Ende (unerkannt) wieder in ihre Schlafstatt geschafft haben, stellt der gehörnte, geprügelte und übertöpelte Gastgeber seine Frau zur Rede. Als diese jede Schuld von sich weist und stattdessen die Manneskraft ihres Gatten lobt, wird sein Verdacht in eine andere Richtung gelenkt. Er entzündet ein Licht, sieht nun, dass auch seine Gäste schlafen, und kommt zu dem Schluss:



›die schuler sint unschuldich dor an,  
ez hat mir der übel tievel getan:  
der hat uns baide betrogen!  
wie hast du mich angelogen:  
du gihest, ich wær gâmeleich.  
Daz schüllen wir allez lazzen sein,  
und sweig, daz sein di geste mein  
ninder werden innen,  
die wellent fru von hinnen.‹

(›Studentenabenteuer‹ A, Red. B<sup>2</sup>, V. 349–358;  
Konjekturen und Abkürzungen sind aufgelöst)

Am Ende findet sich eine Erklärung der Situation nur im privaten Raum des elterlichen Schlafzimmers, vor der Öffentlichkeit bleibt sie unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit verborgen, wodurch der Hausherr sein Ansehen schützen will, zugleich aber auch die Tat der Ehebrecher verschlei-ert. Damit endet die Handlung der Erzählung abrupt noch in der Nacht. Die Dynamik der weiterziehenden Studenten wird nur angedeutet (*die wellent fru von hinnen*), die Versprechungen der ungewöhnlich breit auserzählten situierenden Einleitung, die eine Ankunft am Hochschulort insinuiieren, werden nicht eingelöst; vielmehr läuft der Plot nach dem Beginn der eigentlichen Schwankhandlung konsequent auf das zitierte Ende und ein Paradigma der (räumlichen und sozialen) Transgression zu und ignoriert dabei die Potentiale der Vorgeschichte. In der Redaktion des Berliner Codex ist der Abschluss besonders hart, da nach dem (als Didaxe wenig überzeugenden) Epimythion kein Schwenk zurück zum Schwank auf der *histoire*-Ebene erfolgt. Weder wird geschildert, wie die Studenten am nächsten Morgen *ane mazzen* (›Studentenabenteuers‹ A, Red. w, V. 468) lachend weiterreisen, noch steht am Ende der Wunsch im refrainartigen Schreibervers, der jede Moral desavouiert. Berron/Seebald sprechen sich aufgrund der Gesamttendenz in B<sup>2</sup> dafür aus, dass diese Minusverse weniger auf eine Erweiterung in der Redaktion wid, sondern auf eine Elision in B<sup>2</sup> zurückzuführen seien (Berron/Seebald 2016, S. 327), die im Fall des ›Studentenabenteu-

ers« A zudem »auch oder gar in erster Linie vordergründig-einrichtungstechnische Ursachen« haben könnte, da die erste Erzählung genau die erste Lage des Codex füllt (ebd., S. 329). Der schwarz geschriebene Text endet in jedem Fall mit dem Vers *wan diu stat machet die diebe* (›Studentenabenteurers‹ A, Red. B<sup>2</sup>, V. 364), gefolgt von dem rot ausgeführten Schreiberzusatz: *Explicit, unde pie reddamus vota marie* (Berron/Seebald 2016, S. 322, Abkürz. aufgelöst; Übers. Ph. R.: ›Ende; darum lasst uns Maria fromm Gebete darbringen‹).<sup>12</sup> Das Proverbium und die Marienfürbitte geben der Erzählung also einen (nicht unüblichen) gebetsartigen Schluss, können aber angesichts des rein weltlichen und frivolen Themas dennoch irritieren. Zugleich aber leitet die lateinische Zeile direkt zum nächsten Textteil über.

Dabei ist die Marienfrömmigkeit in ›Unser Frauen Ritter‹, das auf der nächsten Seite (und zugleich dem ersten Blatt der zweiten Lage) beginnt, zunächst noch irrelevant. Vielmehr aktiviert der Anfang gerade nicht die Erwartungshaltung einer »fromme[n] Welterzählung« (Fischer 1983, S. 75, Anm. 75), sondern Motive der höfischen Literatur, »die durch die Erzählung zugleich genutzt und unterwandert wird« (Eichenberger 2015, S. 46, und weiter S. 42–44; vgl. zum Vergleich mit der motivisch verwandten Erzählung ›Von dem armen Ritter‹ auch ebd., S. 234–240):

Ein ritter der siten phlack,  
 daz er vil selten verlack,  
 do man vmb ere werben solte.  
 do von er dick dolte  
 beydiv lieb vnd lait.  
 Ze eynen ziten er rait  
 durch abentevr in eyn staft]  
 (›Unser Frauen Ritter‹, Red. B<sup>2</sup>, V. 1–7)

Der ritterliche Protagonist zeichnet sich mithin durch eine Mobilität aus, die auf eine räumlich ziellose Ehrakkumulation und gegen den Ruch des *verligens* ausgerichtet ist. Es scheint also ein Text beige stellt, der einem neuen, höfisch akzentuierten Register folgt, das weder an die schwankhafte Grundsituation des Erzähltyps von der verstellten Wiege noch an das bürgerlich-

studentische Figurenpersonal des ›Studentenabenteuers‹ noch an den geistlich-frommen Tenor des Schreiberzusatzes anknüpfen kann. Gleichwohl ist eine strukturelle Homogenisierung durch literarisches und kulturelles Vorwissen der Rezipierenden denkbar, sofern sie den Plot der folgenden Mirakelerzählung oder die Grundkonstituenten der Figuren aus dem Potpourri der beliebtesten Typen der Versnovellistik kennen und einordnen können. Denn als erzählstrukturell ubiquitäre Figur, deren Verhalten zudem auf amouröse Abenteuer in der Fremde ausgerichtet ist, führt der Ritter in ›transkultureller‹ Transposition die Rolle der Studenten fort (vgl. Reich 2023, S. 190f.).

Die Allusion auf höfische Literatur wird weiter aufrechterhalten und durch die Einkehr beim verarmten Herbergswirt verstärkt, die an Erec bei Koralus erinnert (›Erec‹, V. 250–623; vgl. Eichenberger 2015, S. 236), kippt dann aber ins Schwankhafte, sobald der Ritter eine Kupplerin (*eyn altez weip, div waz karch*; ›Unser Frauen Ritter‹, Red. B<sup>2</sup>, V. 29) beauftragt, die Tochter seines Gastgebers durch materielle Gaben (z. B. Kleider) für sich zu gewinnen und sie schließlich durch die veritable Kaufsumme von zehn Mark – im Gegensatz zur noch höheren Summe von 30 Mark in den anderen Redaktionen – zu prostituieren (vgl. Eichenberger 2015, S. 235). Der weibliche Körper wird zum käuflichen Objekt männlicher Begierde, wie es der Vers *so er si pest vail vant* (›Unser Frauen Ritter‹, Red. B<sup>2</sup>, V. 35) verdeutlicht, auch wenn hier eine (intendierte) Doppeldeutigkeit transportiert wird, die den Vers je nach Interpunktion auf die schönen Kleider oder auf das Mädchen selbst bezieht. Insgesamt zeigt sich im ersten Teil von ›Unser Frauen Ritter‹ eine Tendenz zur Kommerzialisierung sexueller Beziehungen – ähnlich wie im Epimythion der vorangegangenen, lose an die Haupt-handlung angebundenen Erzählung vom ›Studentenabenteuer‹, wenn Ehebruch und erschlichener Geschlechtsverkehr mit einem ›Gelegenheit macht Diebe‹ in den Interessenbereich der Ökonomie gerückt werden (vgl. Reichlin 2009, S. 203).

In ›Unser Frauen Ritter‹ kommt es erst zu einer wichtigen Wendung, als der Ritter sich auf dem Höhepunkt seines Glücks wähnt: *jn douht, sin sâlde wâr gar gût* (V. 40). Der Grund für den Umschwung ist, dass er sich nicht auf die Tat der sexuellen Wunscherfüllung beschränkt, sondern sich auch mit seiner Partnerin unterhalten will und sie nach ihrem Namen fragt (V. 43–46). Als sie ihm mitteilt, sie heiße *Marie* (V. 47), lässt er im Namen der Gottesmutter von seinem Vorhaben ab, bereut seinen *chauf* (V. 53) und hält sich in Umkehrung der anzitierten Tagelied-Konstellation in der Nacht zurück, bis *[d]iv naht het ende vnd chom der tack* (V. 80), da der Ritter *mit keuchs [...] von der maid schiet* (V. 97). Diese asexuelle *dienest*-Beziehung, die durch Maria mediiert ist (V. 78f.) und durch ihren Anspruch auf Endlosigkeit (V. 77) einer (geistlichen) Ehebindung ähnelt, bringt ihm *mit lob der eren crantz* (V. 96) ein. Zugleich stellt das Verhalten des Ritters im Bett eine körperliche Passivität aus, die sich dann auf dem Turnierplatz fortsetzt: Auch wenn er zunächst sehr erfolgreich kämpft, wird er am Ende tödlich verwundet: *der stoltz ritter da gelach* (V. 125). Schließlich wird ihm sogar die letzte ehrbare Ruhestätte, der *freithof* (V. 127), verweigert und er wird *aufdem velde [...] begraben* (V. 128). Begründet wird dies damit, dass er in seinem Leben allzu sehr *ere vnd lob het beiagt* (V. 126), also durch eine Fetischisierung des Turniers gegen die Gesetze eines christlichen, gottgefälligen Lebens verstoßen habe (vgl. Bumke 2005, S. 375–379).

Mit dem Tod des jungen Ritters im Turnier endet der erste Teil der Erzählung. Diese Zäsur wird in B<sup>2</sup> nuanciert durch eine Zwischenepisode (V. 135–149), die durch den abschließenden Dreireim besonders auffällt (V. 149–151). In der Passage, die in den anderen Überlieferungen fehlt, folgt auf die Wehklage des Mädchens Marie und ihres Vaters die Bestätigung, dass das Verhalten des Ritters belohnt wurde und er *ze himmelriche ward [...] chronet* (V. 148), sowie schließlich ein Wahrheitspostulat des Erzählers: *waz ich sag, daz ist war* (V. 149). Der letzte Teil wird durch die unvermittelte Einführung einer neuen Figur eingeleitet. Denn ein *schvler* (V. 151) erscheint nach einem Jahr als erster *vf den plan, do er* [der Ritter]

*waz begraben* (V. 152), und findet auf dem Grab ein *schönez beumlein* / [...] *dem warn di bleter wunderlich* (V. 154–156), da auf jedem einzelnen das ›Ave-Maria‹ geschrieben steht. Der Schüler ist von der außergewöhnlichen Erscheinung erstaunt (*er gedaht: ›waz mack ditz gesein?‹*; V. 161) und diskutiert das Wunder mit einem Kommilitonen. Doch es zeichnet sich ab, dass die beiden weniger eine geistliche Durchdringung des miraculösen Begebnisses als eine ökonomische Vereinnahmung anstreben. Dies wird zum Auslöser eines Streites, der einerseits in eine Rauferei ausartet und die Handlung kurzzeitig wieder ins Komische kippen lässt (*den streit si niht wolten lan, / vntz si an ander rauften ser*; V. 171f.), andererseits die Entdeckung publik macht und dem Einflussbereich der Entdecker entzieht – wodurch auch das Schwankhafte vollends suspendiert ist. Als der Bischof anordnet, dem Wunder auf den Grund zu gehen, stellt sich heraus, dass das Bäumchen aus dem Mund des Toten gewachsen ist: Das Mädchen macht das Verhalten des Ritters in der Nacht vor dem Turnier öffentlich, bekennt sich zu ihrer Josephsehe und lässt sich ihr langes Haar als Zeichen ihres Gelöbnisses und als Dienst für den Gestorbenen und für Gott abrasieren (V. 208–210). Der Ritter aber wird als Marienmartyrer, als *vnser vrawen ritter* (V. 204), rehabilitiert und ins Münster umgebettet, findet also nach einem letzten Weg endlich seine allerletzte Ruhestätte. Ein Epimythion, das in anderen Redaktionen »die Erzählung als Exempel defizitärer menschlicher Wahrnehmung« (Eichenberger 2015, S. 43) gegenüber Gottes Allwissenheit ausweist, fehlt in B<sup>2</sup> und wird allenfalls bis zu einem gewissen Grad durch die Zwischenepisode der in den anderen Handschriften »nicht enthaltenen Verse 135–149 kompensiert« (Berron/Seebald 2016, S. 333). Mit der Überführung des Ritters ins Münster scheint die Erzählung auf eine endgültige Finalität zuzulaufen.<sup>13</sup> Doch diese Wahrnehmung gilt nur auf der Ebene des Einzeltextes.

Denn ein (moralisierender) Schluss fehlt und, auch wenn die letzten Verse die Handlung zu einem Ende führen, wird dieses bereits durch den folgenden Zusatz brüchig: *Detur pro penna scriptori pulchra puella* (zu dem

vor allem im deutschsprachigen Raum beliebten Schreibervers vgl. Reynhout 2006, S. 115–125 und Bénédictins de Bouveret 1982, S. 188, Nr. 20587; Übers. Ph. R.: ›Dem Schreiber soll für seine [Dienste mit der] Feder ein schönes Mädchen geschenkt werden◁).<sup>14</sup> Der Schreiber äußert also – in gewisser Analogie zur Marienfürbitte nach dem ›Studentenabenteuer◁ – nun eine eigennützige Bitte für ein schönes Mädchen, was quer zu dem emphatischen Lob der Keuschheit steht und eine schwankhaft-frivole Grundstimmung generiert, die dann auch die letzte Erzählung aufgreift. Dabei bleibt der Vers dahingehend zweideutig, ob der Schreiber als Belohnung für seine harte Arbeit ein schönes Mädchen erbittet oder ob er imaginiert, dass die Feder, mit der er ja auch in einer innigen, taktilen Beziehung steht, durch den Körper einer jungen Frau substituiert werden soll.

Anders als beim Übergang von der ersten zur zweiten Erzählung, der durch einen Seitenumbruch zusätzlich betont ist, stehen das Ende der zweiten und der Anfang der letzten Erzählung auf derselben Seite (Abb. 1), eine Trennung erfolgt nur durch die in der Handschrift üblichen roten Markierungen. Die Exposition von ›Die zwei Beichten◁ A ist sehr kurz und allgemein gehalten (die folgenden Versangaben beziehen sich, sofern nicht anders ausgewiesen auf Red. B<sup>2</sup>); sie führt schnell zum eigentlichen Ausgangspunkt der Handlung: einem Kirchgang, der durch einen Schneesturm verhindert wird (*snegevelle groz*, V. 5; im Gegensatz zu allen anderen Textzeugen fehlt die Datierung auf den Palmsonntag in B<sup>2</sup>, dies kann aber durch einen an syntaktischer Unvollständigkeit erkennbaren Ausfall bedingt sein). Im Gegensatz zur besonderen Mobilität der Figuren in den ersten beiden Texten wird hier also gerade das Stillstellen der Bewegung zum eigentlichen Motor des Geschehens und ermöglicht die prekäre Situation der ehelichen Kraft- und Treueprobe (Fischer/Janota 1983, S. 96). Da *chain phat von hinen gat* (V. 8), ist neben dem Gottesdienstbesuch auch die traditionell in der Fastenzeit angesetzte Jahresbeichte für die beiden Eheleute und ihre Kinderschar nicht möglich, sodass der Mann aufgrund der meteorologischen Extremsituation die vom Sakrament losgelöste Alternative einer

›privaten‹ Laienbeichte vorschlägt; dieses Verfahren ist auch theologisch valide und wird von Thomas von Aquin als sekundäre Möglichkeit der eigenen Gewissenserforschung im Falle der Unmöglichkeit einer sakramentalen Beichte erwogen (Thomas von Aquin: Summa theol., III Suppl., q. 9, a. 3, ad 3; mit Bezug zum Märe vgl. Rasmussen 2005, S. 272f.). Die Phasen der Ohrenbeichte – Reue, Bekenntnis, Buße, Absolution – bleiben im Folgenden (auch im Vergleich zu anderen Fassungen) rudimentär und treten zugunsten des kommunikativen Formats im Sinne einer schwankhaften und karnevalesken Exponierung in den Hintergrund (am Bsp. des Cgm 714 vgl. Koch/Nowakowski 2017, S. 87–93). Während die Frau einen dreifachen Ehebruch gesteht und von ihrem Mann gegen das Versprechen der Besserung Vergebung erlangt (V. 15–42),<sup>15</sup> wird der Mann für einen voyeuristischen Blick unter den Rock der Dienstmagd zusammen mit dem unwisenden Objekt seiner Augenlust als *du diep und si valantinne / und du ungetriwer man* (V. 58f.) verflucht und anschließend mit einem Besen blutig geschlagen. Am Ende betont der geprügelte *sundig man* (V. 67) die Unverhältnismäßigkeit der Gewalttat.

Das Epimythion (V. 72–82) schließt an diese Perspektive an und gibt den allzu pragmatischen Rat, ein *weiser man* (V. 77) solle in der Ehe lieber manches verschweigen, bevor er großen Schaden davontrage; auch solle er die Frage nach der Sündhaftigkeit seiner Frau lieber dem Pfarrer überlassen. Vordergründig wird so die Institution der sakramentalen Beichte affirmiert, da die Verschwiegenheit des Geistlichen den sozialen Ordnungsverlust kompensieren könne. Ann Marie Rasmussen folgert daraus unter Bezugnahme auf die in vieler Hinsicht ähnlich motivierte Fassung in k (Karlsruhe, BLB, Cod. K 408, Nr. 95, fol. 137<sup>rb</sup>–138<sup>rb</sup>; B<sup>2</sup> war ihr 2005 noch unbekannt): »In dieser Geschichte ist das Patriarchat ein wackliges Gebäude, das auf dem Schweigen der Frauen und einem geheimen Einverständnis zwischen Priestern und Ehemännern gründet« (Rasmussen 2005, S. 281).

Diese soziale Dimension wird auch in den Rechtfertigungen der Ehefrau für ihren außerehelichen Geschlechtsverkehr aufgegriffen, in denen weniger das misogynne Stereotyp der sexuellen Unersättlichkeit und Triebhaftigkeit der Frau wie in w<sup>5</sup> (Wien, ÖNB, Cod. 3027, Nr. 25, fol. 319<sup>v</sup>–325<sup>r</sup>), sondern ihre »politische Ausbeutung und Willfährigkeit« (Rasmussen 2005, S. 285, vgl. auch Schallenberg 2012, S. 173f.) thematisiert wird. Denn die Frau gibt sich aufgrund ökonomischer und sozialer Zwänge den mächtigen Männern hin: zuerst dem *jungen herren* (V. 17) und dann dem Verwalter (*unser amman*, V. 21), damit ihr Gatte wieder in deren Gunst gelange und weiterhin politischen und wirtschaftlichen Schutz genieße. Doch während der Amtmann noch *mit siner kundicheit* (V. 23) um sie gebuhlt hat, wird sie schließlich vom *lantrichter* (V. 27) offensichtlich vergewaltigt, indem er ihr Alleinsein ausnutzt und sie ohne ihr Einverständnis und ihr Verschulden (*unschuldich*, V. 31; Red. k, V. 60, ergänzt präzisierend *on meyn danck*) zum Geschlechtsverkehr nötigt. Dass die Beurteilung des Sachverhalts am Ende dem (geistlichen) Patriarchat übertragen werden soll, kann man als sarkastische Pointe betrachten, auch wenn *pfarerer* und *mesner* in der Reihe der Sexualpartner fehlen – in ausdrücklichem Gegensatz zur Redaktion k (V. 67–74), die aber pikanterweise auf dieselbe Pointe hinausläuft: die Beichte beim Pfarrer zur Erhaltung des ehelichen Friedens (Red. k, V. 133f.).

Der ergänzte Schreibervers lässt die Vorstellung einer einhelligen Ordnungsrückgabe weiter schwinden: *Finito libro frangantur crura magistro / Est sine virtute qui desinat f. simul v. t.* (Berron/Seebald 2016, S. 337; Abk. aufgelöst; Übertragung von Ph. R.: »Nach Vollendung des Buches sollen dem Lehrmeister die Beine gebrochen werden; der ist ohne Tugend, der mit den drei W aufzuhören gedenkt«). Auf eine eindringliche Ankündigung des Buchendes (*finito libro*) folgt die satirische Variante eines *reddatur gloria/gratia christo* oder *reddatur laus magistro*, welche die fromme Form aber schon seit dem 10. Jahrhundert begleitet (Bénédictins de Bouveret 1982, S. 275, Nr. 21391–21394 und Reynhout 2006, S. 126–135, v. a. S. 127/130).



Anstatt Lob oder Dank gebühre dem Lehrer als einem Exponenten obrigkeitlicher Ordnungsgewissheit der Undank, der im Wunsch körperlicher Versehrung gipfelt. Schließlich steht in einer letzten Zeile ein ängstlicher Spruch, der jedoch durch die Parallelüberlieferung in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts (London, BL, Harl. 3362, fol. 15<sup>r</sup>) dechiffriert werden kann:

Christus nos tute defendat ab .f. et ab .u.t.  
Est sine virtute, quem decipit .f. simul .u.t.  
F. notat feminam, .u. vinum .t.que taxillum.<sup>16</sup>

(Übertragung. Ph. R.: ›Christus schütze uns sicher vor den drei W. / Der ist ohne Tugend, den die drei W täuschen. / Das eine bedeutet das Weib, das andere den Wein und das dritte die Würfel.)

Hinter den drei Buchstaben F, U/V und T verbergen sich also die drei Kernthemen ›Weib, Wein und Würfel‹, wie sie auch im lateinischen profanen Lied wiederholt besungen werden (vgl. Walther 1952/53, S. 267f. und Reich 2021, S. 211–214) – oder aber es handelt sich bei der Buchstabenreihe f, u/v, t um eine obszöne Anspielung auf mittelhochdeutsch *vut/fut* als Bezeichnung für die weibliche Vulva.<sup>17</sup> In jedem Fall ist nicht mit Sicherheit zu beurteilen, welche Variante der beiden Handschriften als die ursprünglichere gelten kann. Auffallend ist aber, dass sich die Aussageabsicht der beiden Fassungen auf den ersten Blick widerspricht, das *quem decipit* in der Londoner Fassung gegenüber *qui desinat* in der Berliner Fassung ihr Gegenteil zu haben scheint. Beachtet man jedoch den Sammlungszusammenhang, dann wird diese Divergenz nivelliert. Denn bei der Londoner Handschrift handelt es sich um eine Sammlung meist parodistischer Lieder und Sprüche (z. B. bezogen auf *Contemptus mundi* und Tischzuchten) und das Wortspiel dient hier zwar auf einer wörtlichen Ebene der moralisierenden Warnung und dem Aufruf zur Abstinenz, verweist aber implizit auf sein Gegenteil und zielt auf ein Lob des hedonistischen Exzesses.

In B<sup>2</sup> kann dieser Abschluss als Lektüreangebot für den ganzen Codex verstanden werden; er generiert einen heiter-frivolen Rezeptionsmodus

transgressiver Situationen und lädt zur Anschlusskommunikation ein.<sup>18</sup> Das *Finito* setzt zudem ein offensichtliches Ende und verneint damit die Frage, ob es sich bei der Überlieferung um ein Fragment einer umfangreicheren Handschrift handeln könnte. Dem Kolophon kommt darüber hinaus eine besondere Bedeutung zu, da er im Verbund mit den anderen Schreiberzusätzen zu einer formalen Vereinheitlichung der Handschrift beiträgt: Der Paratext verdeutlicht Abgrenzungen und stiftet zugleich durch formale Wiederholungen Geschlossenheit und Kohärenz.

Trotz der Heterogenität der Einzeltexte, die auf die großen Erzähltypen mittelhochdeutscher Kleinepik – ein schwankhaftes Ehebruchsmäre, ein legendenhaftes Marienmirakel und eine bispielhafte eheliche Kraftprobe – verweisen, wäre zudem zu prüfen, ob auch Marker für eine inhaltlich-thematische Kohärenz erkennbar sind. Auf der Grundlage der vorgenommenen Interpretationsskizzen ließe sich diesbezüglich festhalten, dass in allen drei Texten das Verhältnis der Geschlechter mit einem Schwerpunkt auf sexuelle Handlungen dekliniert wird. Da dies jedoch für einen Großteil der kleinepischen Textüberlieferung gilt, handelt es sich dabei um eine allzu allgemeine und vage Kategorisierung. Etwas spezifischer wäre der Aspekt des (Ver-)Schweigens und (Aus-)Sprechens, den alle drei Texte akzentuieren: Im ›Studentenabenteuer‹ A schweigt das Ehepaar aufgrund der Angst vor sozialer Ächtung und Ansehensverlust über die Ereignisse und verweigert sich damit einer weiteren Aufklärung, in ›Unser Frauen Ritter‹ bewirkt eine zunächst scheinbar harmlose und im situativen Kontext nicht notwendige Frage eine eklatante Verhaltensänderung und in den ›Zwei Beichten‹ A ist die (bedingt regelkonforme) Aussprache Ursache der ehelichen Ordnungsinversion und wird im Epimythion, das auf eine oberflächliche praktische Übertragbarkeit abzielen scheint, zu einem Postulat des gezielten Verschweigens gewendet. Daran schließt sich die Differenz zwischen intimer Heimlichkeit und öffentlichem Anschein an: Wie die erotischen Irrwege der beiden Studenten im ersten Text verdeckt bleiben, um keine größere Öffentlichkeit zu informieren, ist auch die religiös motivierte

Abstinenz von ›Unser Frauen Ritter‹ ein intimes Geheimnis, bis es nach seinem Tod durch ein Wunder sukzessive öffentlich gemacht wird. Die ›zwei Beichten‹ schließlich demonstrieren die Destruktivität einer Wahrheitsaufdeckung innerhalb der Paarbeziehung – und damit implizit die soziale Nützlichkeit der Auslagerung in das Beichtsakrament, wobei auch diese institutionalisierte Heimlichkeit durch die Involvierung der Geistlichen selbst infrage gestellt ist.

Die formalen Strukturierungen und thematischen Bezugnahmen geben dem Codex zumindest ein gewisses Maß an Kohärenz, bleiben aber letztlich uneindeutig und mit einem hohen Maß an interpretatorischer Spekulation verbunden. Ähnlich verhält es sich mit der Frage, ob die Federzeichnung auf dem letzten Blatt (fol. 16<sup>v</sup>) mit der Darstellung eines »nach links sitzenden nackten Teufels (?) mit Tierohren und einer Schelle (?) in der Hand« (Brandis 1997–2012; Abb. 3) auf das bereits zitierte Resümee des Hausvaters im ›Studentenabenteuer‹ A rekurriert, wenn er den Teufel für die Verwirrungen im eigenen Schlafgemach verantwortlich macht (vgl. Berron/Seebald 2016, S. 321). Entweder verstärkt die Illustration damit einen Bezug zwischen dem Handlungsende des ersten Textes und dem Ende des materiellen Überlieferungsträgers oder sie lässt als nachträgliche Eintragung Spuren einer Rezeptionshaltung erkennen, in der die (oder ein Teil der) Texte in die Nähe der Narrenliteratur gerückt werden (vgl. ebd.).



Abb. 3: Berlin, Staatsbibl., mgo 1430, fol. 16<sup>v</sup>

Es ist also festzustellen: Noch weit weniger als im Codex Vindobonensis 2885, in dem die Gliederungsmerkmale und Kohärenzmarker weitaus reflektierter und konventionalisierter gesetzt zu sein scheinen, ist von einer durchgehend planvollen und systematischen Anlage der Sammlungszusammenstellung auszugehen. Es handelt sich mithin weniger um eine ›synthetische Sammlung‹, in der – nach Jürgen Wolf (2016, S. 74) – die Texte »so intensiv aufeinander hin ›komponiert‹ [sind], dass sie einen Gesamttext mit allerdings noch deutlich erkennbaren Einzelpartien bilden«, vielmehr ist B<sup>2</sup> den »additiven« oder »handwerklichen Sammlungen«, den »Schreibersynthesen« (ebd., S. 73) zuzuordnen. Dass diese aber »ohne Bezüge der Texte zueinander« auskommen müssten, wäre zu bezweifeln, liegen doch gerade in der Anordnung und den Ergänzungen eigene Potentiale für die In-

terpretation, auch wenn diese nicht in ein übergeordnetes Programm mündet.<sup>19</sup> Dies sei an den Schreiberzusätzen in B<sup>2</sup> exemplifiziert. Stellt man die drei rot hervorgehobenen Zeilen nebeneinander, die weitgehend aus dem Fundus lateinischer Kolophone entnommen sind und in ähnlicher oder identischer Form auch in anderen europäischen Handschriften überliefert sind, so lässt sich eine Entwicklung zu moralischer Entgrenzung erkennen: von der frommen Fürbitte (*vnde pie reddamus vota marie*), über frivole Phantasien (*Detur pro penna scriptori pulchra puella*) bis hin zu manifesten Gewaltvorstellungen (*frangantur crura magistro*) und dem Lob einer invertierten Ordnung, in dem nicht umsonst das weibliche Genitale buchstabiert wird (*Est sine virtute qui desinat f. simul v. t.*). Zugleich sind sie aber Konnektoren ganz eigenen Zuschnitts. Für die Marienthematik im Übergang vom ›Studentenabenteuer‹ zu ›Unser Frauen Ritter‹ haben bereits Berron/Seebald (2016, S. 322) festgestellt, dass der Zusatz »auf eine eigentümliche Koordination beider Texte durch den Paratext hindeutet.« Als unmittelbares Deutungsangebot schließt der Vers den vorhergegangenen Text ab – funktioniert also ähnlich wie die stereotypen Schlüsse in w – und verleiht der Sammlung interpretatorisches Gewicht (vgl. Zotz 2014, S. 356). Indem nun aber der Aufruf zum Gebet an die Gottesmutter an einen Text anschließt, der ohne einen religiösen Subtext auskommt, wird die Komik des erotischen Schwanks irritiert und die Bedeutung des Gebets depotenziert. Ebenso kann der Vers der bloßen Überleitung und Präsupposition gegenüber dem Folgetext dienen – was auch auf die anderen Kontaktstellen übertragbar ist: Denn der erotisierte Wunsch kollidiert mit der keuschen Ehe des Marienritters ebenso wie der Aufruf zu Gewalt und Glücksspiel mit der vermeintlichen Restitution institutioneller Ordnung im Epi-mythion nach der Privatbeichte. Andererseits passt die *pulchra puella* in die sexuell grundierte Situation der ›Zwei Beichten‹ und nimmt gewissermaßen den Fehltritt des Ehemannes gegenüber der Dienstmagd vorweg. In

diesem Sinne würden die letzten Verse, die auch wortwörtlich über das Buchende (*finito libro*) hinausgehen, auf eine ideale Situierung der Lektüre verweisen und lüden die Rezipienten ins Wirtshaus und an den Würfeltisch ein.

Die Schreiberzusätze tragen aber nicht nur zur Segmentierung, einer Primärinterpretation und Präsupposition bei, sondern auch zu einer stärkeren Kohäsion der Texte. Neben den paratextuellen Hinweisen kann als besonderes Signal einer ›transfinalen‹ Struktur auch die »[p]rägnante Figurengestaltung« (Wagner/Dimpel 2019, S. 6; vgl. auch Nowakowski 2019) gesehen werden – prägnant in ihrer kollektiv nachvollziehbaren Kürze und ihrer interpretativen Polyvalenz, deren Sinn erst in der Narrativierung und Kontextualisierung letztlich ›entbunden‹ wird (vgl. Waltenberger 2019, S. 29). So stehen die (fahrenden) Schüler des ersten und der (fahrende) Ritter des zweiten Textes durch das Moment der Mobilität in einer semantischen Relation, die die beiden heterogenen Erzählungen verbindet: Die amourösen Abenteuer beider Figurentypen sind kulturell lizenziert und perpetuierbar. Indem aber das ›Studentenabenteuer‹ den Beginn der Bewegung aus dem statischen Elternhaus heraus breit auserzählt, dann aber unerwartet abbricht und die Passage auf Dauer stellt (Reich 2023, S. 181), nimmt ›Unser Frauen Ritter‹ seinen Ausgangspunkt in der stereotypen Mobilität des Ritters, reduziert diese aber sukzessive im Prozess einer Transposition vom Höfischen ins Schwankhafte und dann ins Mirakelhafte/Legendarische und führt sie schließlich im ›Märtyrer‹-Tod zu einem Ende. Dass das Wunderbäumchen von einem Schüler und damit dem prädestinierten mobilen Figurentypus des Vorgängertextes entdeckt wird, ergänzt die Isotopie. Der Stillstand jeder Form von Aktivität, auf den das Marienmirakel hinausläuft, ist schließlich die Ausgangsbedingung des letzten Textes, insofern der Schneesturm ein Verlassen des Hauses verhindert, gerade dies aber ein außergewöhnliches Geschehen auslöst. Das Marienmirakel wäre nach dieser Lesart nicht nur ein »Kontrastelement« (Berron/Seebald 2016, S. 322) – eine Interpretation, die vor allem auf die Gattungsdifferenz abhebt –, sondern als Kontrastvariation in die Dynamik der isotopischen

Beziehung integriert (in loser Orientierung an Greimas 1971 [1966], S. 60–65).<sup>20</sup>

Die Einzeltexte nehmen also auf einer semantischen Ebene aufeinander Bezug, das jeweilige Ende wird punktuell überschritten und es entsteht eine lose Verbindung beziehungsweise ›Verkettung‹ – ein Muster, das auch in der (volkssprachigen) Liedüberlieferung durch anaphorische oder thematische Junktur als *concatenatio*-Prinzip bekannt ist (Holznagel 1995, S. 262–268) und bereits auf die Märenüberlieferung übertragen wurde (Kipf 2017, S. 322). Zudem ist eine Parallele zur Überlieferung des lateinischen Liedes erkennbar. Denn oftmals und besonders prominent im *Codex Buranus* (München, BSB, Clm 4660) sind zwischen den Liedern kommentierende oder moralisierende *versus* eingefügt, welche die Aussageabsicht der Texte konterkarieren und eine »Dialektik zwischen Norm und Normbruch« inszenieren (Bezner 2021, S. 92). Der *Codex Buranus* erzeugt in »zahlreichen – intendierten und inszenierten – Parallelen zu den moralisch-satirischen Gedichten der ersten Abteilung« eine paradigmatische Intensität mit impliziter Verweisstruktur (ebd., S. 91; vgl. dazu weiter in der jüngeren Forschung Cardelle de Hartmann 2014, S. 52–58 und Galvez 2012, S. 24–33).

Alle Textteile, also die Einzelerzählungen und genauer ihr jeweiliger Haupttext, ihr Epimythion und die Schreiberzusätze/-kolophone sind als geschlossene Elemente mit je eigener Aussageabsicht ernst zu nehmen. Aber zugleich ist zu beachten, welche zusätzlichen Semantisierungen diese im konkreten Kontext einerseits, in der materialen und historisch variablen Textsammlung andererseits erhalten, ob also durch Reihungseffekte oder eine Gesamtanlage der Handschrift zusätzliche Bedeutungsebenen einge-zogen werden. Folglich haben die Text(binnen)grenzen Gewicht, sind aber (im Sinne einer Transfinalität der Sammlung) stets durchlässig für Bezüge auf den unmittelbar folgenden Text – oder auch auf entferntere Textteile, sofern es möglich sein kann, dass sich die Lesenden an diese Informationen zurückerinnern. Eine solche Memorierbarkeit sollte für Codex B<sup>2</sup> aufgrund ihrer ausgesprochenen Kürze aber realistisch sein.

#### 4. Diegetische Substitution? Eine Frage anstelle eines Fazits

Abschließend ist zu konzedieren, dass sich die vorgenommenen, letztlich bis zu einem gewissen Grad spekulativen Deutungen dem Vorwurf einer »überzogenen Textinterpretation« (Eco 1994) aussetzen müssen, die eine Analogisierung von allem und jedem für eine »vernünftige Interpretation« ausschließt und diese von der »paranoiden« unterscheidet (ebd., S. 55). Eine unmittelbare thematische ›Vergleichbarkeit‹ der Einzeltexte ist auch für B<sup>2</sup> zu bezweifeln; gleichwohl aber ist in der Handschrift eine Tendenz erkennbar, die Rezeption gerade im Textübergang zu lenken, also an einer Textstelle, die für die Identifizierung des je neuen Themas – mit Umberto Eco des *Topics* – relevant ist. Darunter versteht Eco »eine kooperative (pragmatische) Bewegung [...], die den Leser dazu bringt, die Isotopien als semantische Eigenschaften eines Textes zu verstehen« (Eco 1987 [1979], S. 127).<sup>21</sup> Diesem kooperativen Verhältnis von Schreiber und Rezipient entspricht eine kontextorientierte Interpretation kleinepischer Sammlungen, wenn sie der

hermeneutischen Prämisse [folgt], dass der Rezipient bei einer Zusammenstellung verschiedener Texte, ob bewusst oder unbewusst, Relationen zwischen den einzelnen Texten herstellt, indem er nach semantischen Verknüpfungen, nach gemeinsamen Mustern, Subtexten oder nach übergeordneten Konzeptionen sucht (Dahm-Kruse 2018, S. 75).

Denn in diesem Fall »ist die Sammlungsumgebung von Bedeutung für den Sinnhorizont des Einzeltextes, weil sie vielfältige Formen intertextueller Bezugnahmen prägt« (ebd.) und »nicht nur als additive Reihung von Texten betrachtet wird, sondern als Gefüge, in dem die Beziehungen der einzelnen Texte zueinander und zur Sammlung in ihrer Gesamtheit betrachtet werden« (ebd., S. 76f.). Dabei rekurriert Margit Dahm-Kruse auf Michael Titzmann (1977, S. 27), demzufolge die »Individualität der Gesamtstruktur [...] auf der spezifischen Selektion aus der Gesamtmenge der möglichen Elemente und Relationen und deren spezifischen Kombinationen im ›Text‹«



basierende. Sein Textbegriff aber – und man könnte ergänzen: auch der von Eco oder Greimas – sei dahingehend zu differenzieren, dass »die Sammlung [...] ausdrücklich nicht als ein (Gesamt)Text zu verstehen« sei (Dahm-Kruse 2018, S. 77, Anm. 52). Dahm-Kruse ergänzt in der Fußnote:

Zwar sind verschiedentlich kohäsive Textverfahren fassbar, durch die Texte miteinander verbunden werden; die kleinepischen Sammlungen bleiben dennoch Zusammenstellungen von jeweils eigenständigen Texten, die nicht zu einem ›Gesamttext‹ im texttheoretischen Sinne verschmolzen werden (ebd.).

Dies entspricht der skizzierten Grundeinstellung einer ›Transfinalität‹. Indem die Aussage Dahm-Kruses aber unter den Haupttext rückt, macht dies eine Akzentsetzung deutlich, die von der hier vorgeschlagenen abweicht; ihr Erkenntnisinteresse zielt eher auf die übergeordnete Struktureinheit der Sammlung und weniger auf den konkreten Textübergang. In jedem Fall unterstellen beide Sichtweisen eine implizite Syntagmatik, die einer rein handwerklich-mechanischen Reihung zuwiderläuft.

Wagt man – wie der (im Falle von B<sup>2</sup> wohl männliche) Modell-Leser – den ›Sprung über die Textgrenze‹ und löst man sich von der Vorstellung, nur ein einheitliches Sujet oder ein identifizierbarer Held könne Kohärenz stiften,<sup>22</sup> so könnte man vielleicht von einer diegetischen Substitution sprechen: Indikatoren eines syntagmatischen Textgefüges würden von intradiegetischen Isotopien auf eine extradiegetische oder sogar -textuelle Instanz übertragen.<sup>23</sup> Auch wenn es wie in allen mittelhochdeutschen Kleinepiksammlungen keine emphatische(n) Erzählerfigur(en) wie etwa in Chaucers ›Canterbury Tales‹ gibt, weist die Handschrift mit ihrer Tendenz zur Kohäsion durchaus einen rudimentär diegetischen Zusammenhang auf. Einerseits wäre ein Erzähler – oder vielmehr der empirische Kompilator oder Schreiber – ein Dompteur der Texte, indem er durch Anordnung und paratextuelle Kohäsionsmittel eine Relation erzeugt, andererseits sind es vor allem die jeweiligen Rezipierenden, welche die Passagen des Textes durch-

queren, ko(n)textuell einordnen und letztlich Sinn stiften (können). Letztlich bleiben aber sowohl die Texte in ihrer jeweiligen Komposition als auch ihrer Interpretation ›brüchig‹, und zwar auf unterschiedliche Weise: Sinn wie (Aus-)Deutung erlangen eine Ambiguität, die in produktiven Widersprüchen, Inkonsistenzen oder Amalgamierungen Bedeutung hervortreiben können, zugleich aber eine Fragilität, die im Fluidum der individuellen Rezeption diffundiert. Mit anderen Worten: Der Text kann (oder muss) von jeder Leserin oder jedem Zuhörer auf je eigene Weise wahrgenommen und interpretiert werden bzw. worden sein. Die Frage nach der konkreten Praxis muss offenbleiben. Durch die Berücksichtigung der Transfinalität des Einzeltextes aber werden zumindest Verfahren transparent, die Bedeutungsebenen der Textzusammenstellung aufdecken und zumindest Anhaltspunkte liefern, wie die ›black box‹ der historischen Rezeptionspraxis auszulesen wäre. Denn für die Lektüre von mgo 1430 und anderen Codices gilt gewiss: Ein Ende bildet nicht das Ende.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu umfassend mit einem besonderen Augenmerk auf kleinepische Textsammlungen Dahm-Kruse 2018, S. 73–81. Als konkrete Optionen der Rezeption ergänzt sie zur sukzessiven Lektüre auch eine solche »in variablen Gruppen« oder die »Einzellektüre von Texten« (S. 80). Für die letztgenannten Rezeptionsmodi greifen die folgenden Überlegungen nur bedingt.
- 2 Vgl. Dahm-Kruse 2018, S. 321–337 und Emmelius 2010, S. 282–297. Einen »deutsche[n] Sonderweg« in der Entwicklung des 15. Jahrhunderts diagnostiziert Grubmüller 2006, S. 313.
- 3 Diese Feststellung differenziert die allgemeine Aussage von Mihm 1967, S. 13: »Im Bereich der mittelhochdeutschen Literatur hat es [...] keinen Novellenzyklus gegeben; auch deutet nichts darauf hin, daß einzelne der uns erhaltenen Mären in einer kompositorischen Beziehung zueinander oder zu einem gemeinsamen Rahmen gestanden haben; sie sind in ihrem Wesen nach selbständige Einzelgedichte.«

- 4 Vgl. daran anschließend auch Dahm-Kruse/Felber 2019, S. 19: »Während die einzelne Versnovelle noch exemplarische Geltung beanspruchen kann – auch wenn diese durch absurde und den formulierten Lehrreden widersprechende Handlungsverläufe vielleicht schon fragwürdig ist –, büßt sie diese Geltung durch die Relation zum Sammlungskontext möglicherweise endgültig ein. Dabei kann die Sammlung Geltungsaussagen nicht nur bestätigen oder negieren, sondern einsinnige Lektüren per se unterlaufen: Indem bestimmte epistemologische Postulate durch differente Perspektiven konterkariert werden, wird auf die Situationsgebundenheit und Variabilität normativer Geltungen an sich verwiesen.« Sie fragen danach, »ob der Überlieferungskontext Anhaltspunkte für den Verstehens- und Verwendungszusammenhang des einzelnen Textes und damit auch für seine individuelle Ausformung geben kann« (S. 20). Zu erwähnen wäre weiterhin, dass der Begriff der ›kontextuellen Valenz‹ als »Fähigkeit eines Textes, mittels bestimmter Strukturelemente Bindungen zu Nachbartexten einzugehen« als eine »hypertextuelle Operation im Sinne Genettes« bereits 1990 von Christoph Rodiek (S. 202) auf der Textgrundlage der Lyrikmontagen Hans Magnus Enzensbergers erwogen wurde.
- 5 Mareike von Müller (2017) führt aus, dass das ›komische‹ Ende auch in eine »sog. Antipointe als Technik systematischer Sinnirritation auf der strukturellen Ebene« münden könne (S. 105). Bei ihren Textanalysen steht aber weniger der Bezug zur Textumgebung als die dekonstruktive (Rück-)Wirkung auf den Einzeltext im Fokus (vgl. ebd., S. 182–190).
- 6 Diese Optionen und Verfahren müssen dabei nicht notwendigerweise im Produktionsprozess geplant sein, sondern können auch erst in der rezeptiven Durchdringung deutlich werden.
- 7 »Ainsi n’y aurait-il pas de fin parce que nous sommes dans un excès de fin: transfini – dans un outrepassement des finalités: transfinalité. C’est cet excès qui crée des turbulences sans fin, voire une involution et une désagrégation en spirale des systèmes, du temps et de l’histoire«; Baudrillard 1992, S. 158, Hervorhebung Ph. R. Baudrillard hat dabei eine Metaisierung von Finalität im Blick, die aufgrund einer Massierung von Enden (der Geschichte) im Spannungsfeld von exponentieller Instabilität und Stabilität steht. Mir geht es hingegen um die etymologische Basis des Begriffs als Durchbrechung einer Grenze, ohne diese einzureißen.
- 8 Vgl. auch Norbert Richard Wolf 1972, S. 21, der diese Explizits auf der Grundlage der Ferdinandeums-Handschrift in »positive«, d. h. zuträgliche, und »negative«, d. h. abwehrende Wünsche, unterteilt.

- 9 Damit widersprechen sie der Erstbeschreibung von Eef Overgaauw, der die Handschrift »als ein Unikat, als ein Liebhaberstück« einschätzt und feststellt: »So, wie sie heute vorliegt, ist sie keinem der üblichen Typen von mittelalterlichen Handschriften zuzuordnen. Obwohl wir die Gründe nicht kennen, dürfen wir vermuten, dass ein unbekannter süddeutscher Auftraggeber genau die drei hier überlieferten unterhaltsamen und etwas pikanten, damals ganz neuen Vernovellen in einem sehr kleinen, für den privaten Gebrauch gedachten Buch aufnehmen lassen wollte, vielleicht zum Lesen oder Vorlesen im kleinen Kreis« (Overgaauw 2013, S. 70).
- 10 Vgl. zur Erwerbung und Beschreibungen Overgaauw 2013, Brandis 1997–2012 und v. a. Berron/Seebald 2016, die zudem eine auf die Neuedition ausgerichtete Basisuntersuchung (*recensio*) und Einordnung gegenüber der übrigen Überlieferung vornehmen.
- 11 In i ist die Überschrift beschnitten, die verbliebenen Unterlängen lassen aber auf dieselbe Überschrift wie in w schließen. Im Nikolsburger Fragment (Salzburg, UB, M II 395) fehlt der erste Abschnitt. Die Textanalyse von ›Studentenabenteuer‹ A ist gegenüber den anderen beiden Texten auf das Wesentliche reduziert. Ich verweise auf meine ausführlicheren Behandlungen in Reich 2021, S. 280–295, 406–413 und Reich 2023, S. 176–182.
- 12 Belegt ist der Kolophon ansonsten noch in der deutschsprachigen Handschrift Wien, ÖNB, Cod. 3086, fol. 228<sup>v</sup> in der Version: *Explicit, inde pie grates reddamus vota Marie* (vgl. auch in Bénédictins de Bouveret 1982, S. 242; Nr. 21066) oder in Klosterneuburg, Augustiner-Chorherrenstift, Cod. 428, fol. 129<sup>v</sup> mit gelehrtem, theologischem/philosophischem Inhalt (beide Handschriften auf das frühe 15. Jahrhundert datiert).
- 13 Berron/Seebald 2016, S. 332 erkennen in der Berliner Handschrift den »erste[n] Zeuge[n], in dem ›Unser Frauen Ritter‹ nicht in dem ansonsten festen Überlieferungsverbund von Marienmirakeln und ›Passional‹ auftritt, sondern von zwei schwankhaften Mären umrahmt wird«. Zu ergänzen wäre zu diesem Befund, dass zwar die Texte aus B<sup>2</sup> an keiner anderen Stelle zusammenstehen, die mit ›Unser Frauen Ritter‹ verwandte Erzählung ›Von dem armen Ritter‹ aber in Karlsruhe, LB, Cod. K 408, fol. 15<sup>vb</sup>–19<sup>va</sup> gemeinsam mit einer Variante von den ›Zwei Beichten‹ A (fol. 137<sup>rb</sup>–138<sup>rb</sup>) überliefert ist. Interessanten Fragen zur Schriftlichkeit und Realpräsenz des Gebets kann ich hier nicht nachgehen, ebenso wenig wie dem kotextuellen Zusammenhang von ›Unser Frauen Ritter‹ mit anderen Texten in allen übrigen Überlieferungszeugen und den dort auftretenden thematischen Kongruenzen, z. B. einer Materialisierung des Marienanrufs.

Vgl. Ziegeler 1996, S. 73–75. Es ist zudem bezeichnend, dass in der Mitüberlieferung (v. a. Marienmirakel aus dem ›Passional‹, ›Thomas von Kandelberg‹ und ›Marien Rosenkranz‹) in besonderer Dichte Erzählungen von Schülerfiguren dominieren (zur Begründung dieses Figurentyps für die Textintention vgl. Reich 2021, S. 373–384).

- 14 Dieser Wunsch ist in der vorliegenden und in ähnlichen Formen in mindestens 13 anderen Handschriften überliefert; siehe Bénédictins de Bouveret, Bd. 6, S. 187f.
- 15 In anderen Varianten proliferiert die Zahl der sexuellen Handlungen der Frau – vgl. für eine Übersicht der Erzähleinheiten die Tabelle in Berron/Seebald 2016, S. 342 nach Schröder 1969). Ob die Dreizahl alle zu beichtenden Handlungen abgibt, bleibt offen. Denn mit den Versen *also sint ir drei / un bist do mit der andern frei* (V. 33f.) »könnte auch auf eine Praxis angespielt werden, der zufolge das Beichten dreier Sünden *pars pro toto* für die weiteren stehen könnte« (Berron/Seebald 2016, S. 338).
- 16 Ohne den ausdeutenden dritten Vers auch im Clm 641; vgl. Wattenbach 1871, Sp. 339, Anm. 1.
- 17 Ich danke Michael Schwarzbach-Dobson für diesen scharfsinnigen Hinweis. Zu beachten ist dabei, dass das Wortspiel seine Kraft nur in der Volkssprache und im deutschen Sprachraum entfalten kann.
- 18 Rüter 2018, S. 391, sieht den »Sitz im Leben« der schwankhaften Verserzählungen darin, dass sie »Kommunikation im Anschluss an die Rezeption generieren« wollten, worauf »besonders das Textende [...] ausgerichtet« sei. Das Epi-mythion, »das in der Regel als Pointe ausgeprägte Handlungsende« und eine »final orientierte, einsträngige Handlung« böten zwar die Gelegenheit zu besserer Memorierbarkeit der Handlung und eine Abgeschlossenheit, die zu einer variableren Einsetzbarkeit (als Exempel) dienen könne; gleichwohl unterschätzt Rüter dabei die kontextuelle Valenz in der jeweiligen Überlieferungssituation.
- 19 Die Taxonomie Wolfs entwirft auch die Rubrik »Sammlung Additiv+«. Charakteristisch für diese Kategorie seien »Textreihungen, die aufeinander bezogen sind und die Textfolge im Sinne eines festen Programms ›verbinden‹« wobei die »Integrität« der Einzeltexte bewahrt bliebe, diese aber »mehr oder weniger thematisch zentriert hin- und zueinander kombiniert und gereiht« würden (Wolf 2016, S. 73). Diese Zuordnung mag auf w zutreffen – Wolf ordnet auch die klein-epische Sammelhandschrift Cpg 341 in dieses Raster ein (ebd., S. 73f.) –, ist für B<sup>2</sup> aber unzureichend.

- 20 Bereits Berron/Seebald 2016, S. 322, erwägen zumindest die thematische Nähe zu der Erzählung ›Zwei Beichten‹ A, da sich »Überschneidungen mit dem dort freilich zum Zweck komischer Transformation exponierten religiösen Bezugssystem ergeben«.
- 21 Es ist anzumerken, dass Eco hier grundsätzliche Kritik an Greimas' Begriff der Isotopie übt. Dies präzisiert er in einem Aufsatz, in dem er Greimas' Isotopie als einen zu allgemeinen und nichtssagenden »umbrella term, a rather general notion that can allow for various more specific ones defining different textual phenomena« versteht (Eco 1980, S. 145).
- 22 Eine solche Forderung gab es bereits im frühen russischen Formalismus (z. B. Jakobson 1987 [1921], S. 186), wurde hier jedoch weniger auf die Instanz des Rezipienten, sondern auf textimmanente »Verfahren der Subjektkonstitution« oder »Funktionen des Sujets« bezogen (Nicolosi 2020, S. 236f.).
- 23 Die Terminologie schließt lose an den Aufsatz Reich 2023 an, in dem ich am Beispiel von Schüler- und Ritterfiguren die Unterscheidung von intratextuellen und intertextuellen Substitutionen herausgearbeitet habe. Teil des zugrundeliegenden Referats auf dem XIV. Kongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) in einem aufgrund der Pandemie virtuellen Palermo war eine Passage zum Berliner mgo 1430. Diese fiel einer notwendigen, argumentativen Konzentration zum Opfer, wurde aber im vorliegenden Aufsatz wieder aufgegriffen. Ich danke besonders Mireille Schnyder (Zürich) für ihren Hinweis nach meinem Vortrag, der auf die Frage einer diegetischen Substitution zielte.

## Literaturverzeichnis

### Handschriften

- B<sup>2</sup> = Berlin, Staatsbibl., mgo 1430  
CB = München, Bayerische Staatsbibl., Clm 4660  
d = Dresden, Sächsische Landesbibl., Mscr. M 68  
i = Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum, Cod. FB 32001  
k = Karlsruhe, Badische Landesbibl., Cod. K 408  
w = Wien, Österreichische Nationalbibl., Cod. 2885  
London, British Library, Harley 3362  
München, Bayerische Staatsbibl., Clm 641

### Primärliteratur

- Deutsche Versnovellistik des 13. bis 15. Jahrhunderts. 6 Bde., hrsg. von Klaus Ridder und Hans-Joachim Ziegeler, Berlin 2020. Darin: ›Studentenabenteuer‹ A, bearb. von Christian Seebald, Bd. 1,1, S. 72–102; ›Unser Frauen Ritter‹, bearb. von Reinhard Berron, Bd. 1,1, S. 103–111; ›Die zwei Beichten‹ A, bearb. von Reinhard Berron, Bd. 1,1, S. 112–130.
- Hartmann von Aue: Erec, hrsg. von Manfred Günter Scholz, übers. von Susanne Held, Frankfurt a. M. 2007.

### Sekundärliteratur

- Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung, Tübingen 2004.
- Baudrillard, Jean: L'illusion de la fin ou La grève des événements, Paris 1992 (Dt.: Die Illusion des Endes oder Der Streik der Ereignisse, übers. von Ronald Voullié, Berlin 1994).
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich: Einführung in die Textlinguistik, Tübingen 1981.
- Les Bénédictins de Bouveret: Colophons de manuscrits occidentaux des origines au XVIe siècle, 6 Bde., Bd. 6, Freiburg 1982 (Spicilegii Friburgensis Subsidia 7).
- Berron, Reinhard/Seebald, Christian: Die neue Berliner Handschrift mgo 1430. Ein bedeutendes Zeugnis zur Märenüberlieferung des 14. Jahrhunderts, in: ZfdA 145 (2016), S. 319–342.
- Bezner, Frank: Devianz tradieren. Überlegungen zur materialen Semantik der Vagantendichtung des lateinischen Mittelalters, in: Reich, Philip [u. a.] (Hrsg.): Tradition und Traditionsverhalten. Literaturwissenschaftliche und kulturhistorische Perspektiven, Heidelberg 2021 (Kulturelles Erbe – Materialität, Text, Edition 1), S. 87–106.
- Brandis, Tilo: Ms. germ. oct. 1430, Märendichtung (›Märenhandschrift‹), in: Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Erwerbungen von 1997 bis 2012, S. 385f. ([online](#))
- Brinker, Klaus: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden, 4. Aufl., Berlin 1997.
- Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, 11. Aufl., München 2005.
- Cardelle de Hartmann, Carmen: Parodie in den Carmina Burana, Zürich 2014 (Mediävistische Perspektiven 4).
- Dahm-Kruse, Margit: Versnovellen im Kontext. Formen der Retextualisierung in kleinem epischen Sammelhandschriften, Tübingen 2018 (Bibliotheca Germanica 68).

- Dahm-Kruse, Margit: Zum semantischen Potential der Textarrangements in klein-epischen Sammelhandschriften am Beispiel von ›Der Sperber‹, in: Dimpel/Wagner 2019, S. 255–292. ([online](#))
- Dahm-Kruse Margit und Timo Felber: Lektüreangebote in der mittelalterlichen Manuskriptkultur. Formen der Retextualisierung und Kontextualisierung deutschsprachiger Versnovellen, in: Plotke/Seeber 2019, S. 13–44.
- Dimpel, Friedrich Michael/Silvan Wagner (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas, Bd. 1 – BmE Sonderheft). ([online](#))
- Eco, Umberto: Two Problems in Textual Interpretation, in: Poetics Today 2 (1980), S. 145–161.
- Eco, Umberto: Überzogene Textinterpretation, in: Ders./Rorty, Richard (Hrsg.): Zwischen Autor und Text: Interpretation und Überinterpretation, München/Wien 1994, S. 52–74 (engl. Orig. 1992).
- Eco, Umberto: Lector in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, übers. von Heinz-Georg Held, München/Wien 1987 (ital. Orig. 1979).
- Eichenberger, Nicole: Geistliches Erzählen. Zur deutschsprachigen religiösen Klein-epik des Mittelalters, Berlin [u. a.] 2015 (Hermaea 136).
- Emmelius, Caroline: Gesellige Ordnung. Literarische Konzeptionen von geselliger Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin/Boston 2010 (Frühe Neuzeit 139).
- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung. 2. Aufl., hrsg. von Johannes Janota, Tübingen 1983.
- Friedrich, Udo: Trieb und Ökonomie. Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Chinca, Mark [u. a.] (Hrsg.): Mittelalterliche Novelistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Berlin 2006 (Beihefte zur ZfdPh 13), S. 48–75.
- Friedrich, Udo, Andreas Hammer und Christiane Witthöft (Hrsg.): Anfang und Ende. Formen narrativer Zeitmodellierung in der Vormoderne, Berlin 2014 (Literatur – Theorie – Geschichte 3).
- Galvez, Marisa: Songbook: How Lyrics Became Poetry in Medieval Europe, Chicago 2012.
- Greimas, Algirdas Julien: Strukturele Semantik. Methodologische Untersuchungen, übers. von Jens Ihwe, Braunschweig 1971 (Orig.: *Sémantique structurale: Recherche de méthode*, Paris 1966).
- Grubmüller, Klaus: Erzählen und Überliefern. ›Mouvance‹ als poetologische Kategorie in der Märendichtung? In: PBB 125 (2003), S. 469–493.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Haug, Walter: Die Lust am Widersinn: Chaos und Komik in der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Ders.: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und



- geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Tübingen 2003, S. 347–356.
- Holznel, Franz-Josef: Wege in die Schriftlichkeit. Untersuchungen und Materialien zur Überlieferung der mittelhochdeutschen Lyrik, Tübingen/Basel 1995 (Bibliotheca Germanica 32).
- Jakobson, Roman: Neueste russische Poesie, in: Mierau, Fritz (Hrsg.): Die Erweckung des Wortes. Essays der russischen formalistischen Schule, übers. von Michael Dewey [u. a.]. Leipzig 1987, S. 177–210 (russ. Orig. 1921).
- Jones, Lydia: Gesamtabenteuer. Abenteuer als Ordnungsprinzip in Friedrich Heinrich von der Hagens Sammlung altdeutscher Erzählungen von 1850, in: Eming, Jutta/Schlechtweg-Jahn, Ralf (Hrsg.): Aventure und Eskapade. Narrative des Abenteuerlichen vom Mittelalter zur Moderne, Göttingen 2017, S. 137–160.
- Kipf, Johannes Klaus: Von der Sammelhandschrift zum gedruckten Schwankbuch. Überlieferungstypen von Schwänken im Medienwandel, in: Holznel, Franz-Josef/Cölln, Jan (Hrsg.): Die Kunst der ›brevitas‹. Kleine literarische Formen des deutschsprachigen Mittelalters. Rostocker Kolloquium 2014, Berlin 2017 (Wolfram-Studien 24), S. 299–330.
- Koch, Elke/Nowakowski, Nina: Sprechen in Kurzerzählungen. Zur poetischen und visuellen Reflexion mündlicher Kommunikation in Beichterszählungen des Cgm 714, in: Unzeitig, Monika [u. a.] (Hrsg.): Stimme und Performanz in der mittelalterlichen Literatur, Berlin/Boston 2017 (Historische Dialogforschung 3), S. 83–109.
- Krohn, Rüdiger: Die Entdeckung der Moral oder: Ehebruch und Weisheit. Das Märe von der ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹ und die Kaufinger-Sammlung im Cgm 270, in: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 4 (1986/1987), S. 257–272.
- Menhardt, Hermann: Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek, Bd. 1 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 13), Berlin 1960, S. 527–546.
- Mihm, Arend: Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter, Heidelberg 1967.
- Müller, Stephan: Der Codex als Text. Über geistlich-weltliche Überlieferungssymbiosen um 1200, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin [u. a.] 2009, S. 411–426.
- Mundschau, Heinz: Sprecher als Träger der ›tradition vivante‹ in der Gattung ›Märe‹, Göttingen 1972 (GAG 63).
- Nicolosi, Riccardo: Der Abenteuerheld in der sowjetischen Literaturtheorie der 1920er Jahre. (Von Šklovskij bis Bachtin), in: Grill, Oliver/Obermayr, Brigitte (Hrsg.): Abenteuer in der Moderne, Paderborn 2020 (Philologie des Abenteurers 2), S. 229–249.

- Nowakowski, Nina: Personelle Prägnanz. Figurendarstellung und exemplarisches Erzählen in Heinrich Kaufringers ›Suche nach dem glücklichen Ehepaar‹, in: Dimpel/Wagner 2019, S. 411–429. ([online](#))
- Overgaauw, Eef: Klein und wertvoll. Eine Märenhandschrift des 13. Jahrhunderts als Neuerwerbung in der Staatsbibliothek zu Berlin, in: Bibliotheks-Magazin. Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München 1 (2013), S. 66–70.
- Plotke, Seraina/Seeber, Stefan (Hrsg.): Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch. Transformationen eines sequentiellen Erzählparadigmas, Heidelberg 2019 (GRM Beihefte 96).
- Plotke, Seraina/Seeber, Stefan: Ko- und Kontexte. Kurzerzählungen zwischen Handschrift und Buchdruck, in: Dies. 2019, S. 3–12.
- Rasmussen, Ann Marie: Gender und Subjektivität im Märe ›Die zwei Beichten‹ (A und B), in: Baisch, Martin [u. a.] (Hrsg.): Inszenierungen von Subjektivität in der Literatur des Mittelalters, Königstein im Taunus 2005, S. 271–287.
- Reich, Philip: Der Fahrende Schüler als prekärer Typus: Zur Genese literarischer Tradition zwischen Mittelalter und Neuzeit, Berlin/Boston 2021 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 39).
- Reich, Philip: ›Das dahaim erzogen kind haist und ist ze hof ain rind.« Abenteuerliche Passagen von ›Rittern‹ und ›Schülern‹ in der mittelhochdeutschen Kleinenepik, in: Selmayr, Pia/Tschachtli, Sarina (Hrsg.): Umwege, Abwege, Nebenwege, Oldenburg 2023 (BmE, Themenheft 15), S. 151–205. ([online](#))
- Reichlin, Susanne: Ökonomien des Begehrens, Ökonomien des Erzählens. Zur poetologischen Dimension des Tauschens in Mären, Göttingen 2009 (Historische Semantik 12).
- Reynhout, Lucien: Formules latines de colophons, Bd. 1: Texte, Turnhout 2006 (Bibliologia 25).
- Rodiek, Christoph: Lyrische Weltsprache als Intertext. Zum anthologischen Verfahren in H. M. Enzensbergers ›Museum der modernen Poesie‹, in: GRM 40 (1990), S. 190–205.
- Rüther, Hanno: Grundzüge einer Poetologie des Textendes der deutschen Literatur des Mittelalters, Heidelberg 2018 (Studien zur historischen Poetik 19).
- Sander, Jana: ›Ohne Zweifel von dem Verfasser des Vorherigen‹. Autorfiktion als Ordnungsprinzip des Kaufringersfaszikels im Cgm 270, in: Kellner, Beate [u. a.] (Hrsg.): Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur, Frankfurt a. M. [u. a.] 2001 (Mikrokosmos 64), S. 231–248.
- Shallenberg, Andrea: Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhochdeutschen Verserzählungen, Berlin 2012 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 7).

- Schmid Ursula: Codex Vindobonensis 2885, Bern/München 1985 (Bibliotheca Germanica 26).
- Schröder, Werner: Niewöhners Text des ›Bihntmaere‹ und seine überlieferten Fassungen, in: PBB 91 (Tüb. 1969), S. 260–301.
- Schwarzbach-Dobson, Michael: Exemplarisches Erzählen im Kontext. Mittelalterliche Fabeln, Gleichnisse und historische Exempel in narrativer Argumentation, Berlin/Boston 2018 (Literatur – Theorie – Geschichte 13).
- Titzmann, Michael: Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation, München 1977.
- von Müller, Mareike: Schwarze Komik. Narrative Sinnirritation zwischen Märe und Schwank. Heidelberg 2017 (Studien zur historischen Poetik 24).
- Wagner, Silvan/ Dimpel, Friedrich Michael: Prägnante Kleinepik – eine Einleitung, in: Dies. 2019, S. 1–13. ([online](#))
- Walther, Hans: Zur lateinischen Parodie des Mittelalters, in: ZfdA 84 (1952/53), S. 265–273.
- Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens, in: Andersen, Elizabeth [u. a.] (Hrsg.): Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin/New York 2005 (TMP 7), S. 287–308.
- Waltenberger, Michael: ›Bedeutungsschwangerschaften‹. Überlegungen zu Prägnanz und Pointierung mit Lessing und Galfred von Vinsauf, in: Dimpel/Wagner 2019, S. 21–43. ([online](#))
- Wattenbach, Wilhelm: Lateinische Reime des Mittelalters, in: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 18 (1871), Sp. 339–343.
- Westphal, Sarah: Textual Poetics of German Manuscripts, 1300–1500, Columbia 1993.
- Wolf, Jürgen: Sammelhandschriften – mehr als die Summe der Einzelteile, in: Klein, Dorothea (Hrsg.): Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma, Wiesbaden 2016 (Wissensliteratur 52), S. 69–81.
- Wolf, Norbert Richard (Hrsg.): Sammlung kleinerer deutscher Gedichte. Vollständige Faksimile-Ausgabe des Codex FB 32001 des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Graz 1972.
- Ziegeler, Hans-Joachim: Boccaccio, Chaucer, Mären, Novellen: ›The Tale of the Cradle‹, in: Grubmüller, Klaus [u. a.] (Hrsg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter, Paderborn 1988b, S. 9–31.
- Ziegeler, Hans-Joachim: Beobachtungen zum Wiener Codex 2705 und zu seiner Stellung in der Überlieferung früher kleiner Reimpaardichtung, in: Honemann, Volker/Palmer, Nigel F. (Hrsg.): Deutsche Handschriften 1100–1400. Oxforder Kolloquium 1985, Tübingen 1988a, S. 469–526.

Ziegeler, Hans-Joachim: Der literarhistorische Ort der Mariendichtungen im Heidelberger Cpg 341 und in verwandten Sammelhandschriften, in: Jackson, Timothy R. [u. a.] (Hrsg.): Die Vermittlung geistlicher Inhalte im deutschen Mittelalter, Berlin 1996, S. 55–77.

Zotz, Nicola: Sammeln als Interpretieren. Paratextuelle und bildliche Kommentare von Kurzerzählungen in zwei Sammelhandschriften des späten Mittelalters, in: ZfdA 143 (2014), S. 349–372.

### **Abbildungen**

Abb. 1: Berlin, Staatsbibl., mgo 1430, fol. 14<sup>r</sup> ([online](#))

Abb. 2: Wien, Österreichische Nationalbibl., Cod. 2885, fol. 4<sup>v</sup> (Detail [online](#));

Abb. 3: Berlin, Staatsbibl., mgo 1430, fol. 16<sup>v</sup> ([online](#))

### **Anschrift des Autors:**

Dr. Philip Reich  
Germanistisches Seminar  
Universität Heidelberg  
Hauptstr. 207–209  
69117 Heidelberg  
E-Mail: [philip.reich@gs.uni-heidelberg.de](mailto:philip.reich@gs.uni-heidelberg.de)